Anno Dazumal!

Bayerische heitere Soldaten-Geschichten aus vergangener Zeit

von Heinrich von Selbitz



Ansbach.

Max Eichinger

Königlich bayerische Hofbuchhandlung.

NB

Anno dazumal.

Anno dazumal.

Bayerische heitere Soldatengeschichten aus vergangener Zeit

von

Heinrich von Selbitz

Illustriert von August Kühles

Ansbach
Max Eichinger, Königl. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchhandlung
1895.

Bruckmann'sche Buch- und Kunstdruckerei, München.

Vorwort.

Mein erstes Werkchen, betitelt:

Unter dem Raupenhelm,

das kurz vor Weihnachten 1892 erschien, hat auf seiner Wanderung durch die deutschen Lande überall recht freundliche Aufnahme, viele geneigte Leser, wohlwollende, nachsichtige Beurteilung gefunden und auch schon bald nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebt.

Mir wurde die hohe Ehre zu teil, daß mein bescheidenes Büchlein von

Ihren Majestäten dem deutschen Kaiser und dem Könige von Württemberg sowie von Ihren Königlichen Hoheiten, dem Großherzog von Hessen, den Königlichen Prinzen des bayerischen Königshauses: Ludwig, Rupprecht, Karl, Leopold, Arnulf, Ludwig-Ferdinand, Alfons und dem Herzoge Carl Theodor in Bayern

gnädigst entgegengenommen wurde und ließen Allerhöchst- und Höchstdieselben mir durch Kabinets-Schreiben huldvollsten Dank für die Vorlage und wohlgefällige Anerkennung zum Ausdrucke bringen.

Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, des Deutschen Reiches erster großer Kanzler, nahm meine bayerischen Militär-Humoresken gleichfalls, zu seinem Geburtstage, gütig entgegen und hat mich durch ein eigenhändiges Dankschreiben hiefür ausgezeichnet.

Auch Ihren Excellenzen, den Königlich Bayerischen Kriegsministern, Generalen von Safferling und Freiherrn von Asch zu Asch auf Oberndorf, sowie anderen Generalen

und hohen Offizieren durfte ich mein Büchlein unterbreiten und empfing ich hiefür den Ausdruck gütigen Dankes mit der Versicherung, daß meine Soldatengeschichten den hohen Herren manche heitere Stunde bereitet hätten.

All diese Beweise hoher Gnade, gütigen Wohlwollens und schmeichelhafter Anerkennung ermutigen mich, wieder ein neues Bändchen „Bayerischer Militär-Humoresken“ erscheinen zu lassen mit dem Wunsche, daß es gleich seinem Vorgänger, freundliche Aufnahme finden möge.

Wenn diese „Soldaten-Geschichten aus vergangener Zeit“ bei alten und jungen Soldaten — bei solchen, die es sind, — die es waren oder die es werden wollen, und auch bei „den Herren vom Civil“ wieder freundliche wohlwollende Leser finden und der Verfasser auch fernerhin ihrer Zuneigung sich zu erfreuen hat, dann bin ich hoch beglückt und reich belohnt — und schreibe vielleicht noch mehr solche alte Geschichten von „Anno Dazumal!“ — Erlebtes und Erlauschtes! Jetzt ist eine andere Zeit! Es ist Vieles — anders und besser geworden! Aber „Dazumal“ war es so!

Und nun — glückliche Fahrt — mein kleines Buch! Ziehe hinaus in die Welt — grüße mir die alten Kameraden, die jene Zeiten mit durchlebt; vielleicht rufst du auch in ihnen heitere Erinnerungen wach an die schönste Zeit des Lebens — an die Jugendzeit und an die — „Lieutenantszeit mit dem frohen, leichten Herzen!“ Grüße Alle von mir, die heiteren, fidelen Sinnes sind und diesen sich bewahren wollen!

Als meinen Wander-Segen rufe ich dir, mein Büchlein, zu: „Gott segne Bayern!“ „Gott schütze Kaiser und Reich!“ Dies sei dein Geleit auf deinem Wege!

Würzburg, im Oktober 1894.

Der Verfasser.

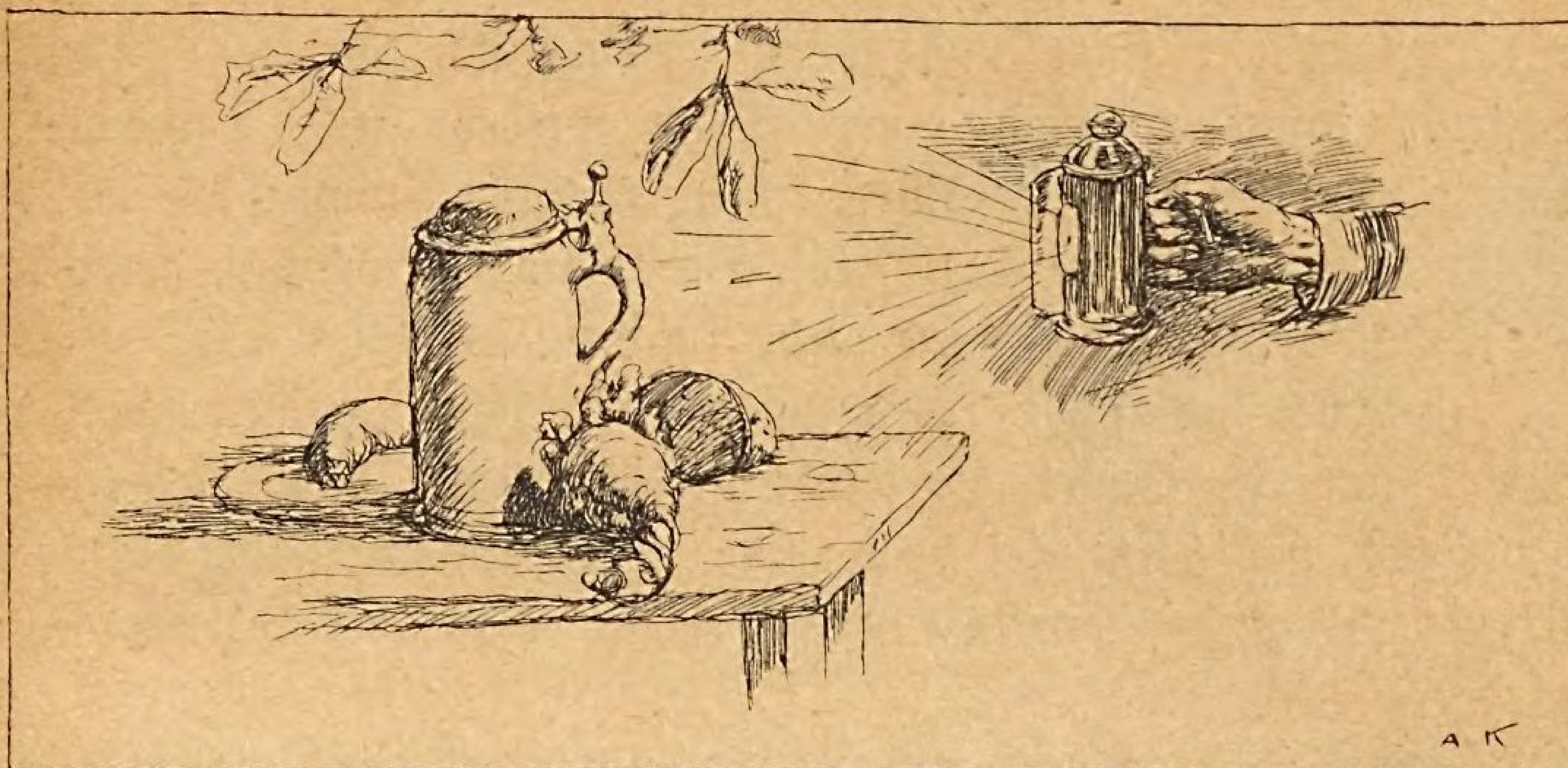
Inhaltverzeichnis.

Inhalt des Werkchens

Unter dem Raupenhelm:

I.

Frei-Bier.



Kruzitürkenelementen! den Malefiz-Durst! — I mein' scho grad, i hab a glüh'nds Ofenthürl verschluckt, so brennt dös in mein' Hals! Nimmer ‚Papp' kann i sag'n vor lauter Durst! 'O, Jeckerle", seufzt der arme Gefreite Moschenbach, während er in einem ‚Bauernhöft' (Hof) vor dem Hause auf der Bank sitzt.

„No, so trink halt, wenn du gar so argen Durst hast", rät ihm sein junger ‚Spezzl', der Tambour Schlegel, der neben dem Gefreiten Platz genommen hat.

„Ja, könne vor Lachen! Wie kannst denn do trink'n, wenn du kein Stecken Geld hast?"

„Was brauchst denn da a Geld zum Trinken; da schau nur dort amal dös schöne, helle, klare Wasserl an, wie dös aus dem Brunnen rauslaufen thut, da dürfst grad nur dein Mund hinhalten —"

„Tambourl! Nimm dir net zu viel Kraut raus*! I rat dir's im guten, mach' mi net falsch mit deinen frechen Redensarten; i und a Wasser trinken! Hat denn a Mensch scho so was amal g'hört! A Wasser! — Na! Nur ka Wasser net! Denn dös bekommt mir net — Mei schwacher Mag'n kanns

* Redensart, soviel wie: „Sei nicht vorlaut!"

net vertrag'n!" singt und spricht er vor sich hin. — „Tambourl!" fängt er nach einer Weile wieder an, „Tambourl, kannst mir net a paar Spieß (6 Kr.-Stücke) pumpen?"

„O, mei lieber Gefreiter! Da kommst grad' zum Rechten — i hab selber kan Knopf mehr in den Taschen."

„Dös san schöne G'schichten! An solchenen prachtvollen Durst und ka Geld! O, du lieb's Herrgottle von Bieberach, da könnt ma scho glei bell'n wie a Schloßhund vor lauter Elend", klagt der durstige Krieger und schaut betrübt vor sich nieder.

Der junge Tambour, ein halbwüchsiges Bürschchen von 15 oder 16 Jahren, steht auf und geht auf den Brunnen mit dem ‚schönen, klaren Wasserl' zu.

„Tambourl!" mahnt ihn der ‚Wasserhasser'; „sei g'scheit, Tambourl, trink net in der Hitz nein, da wird mer hin —"

„So?" — fragt der brave Kalbfellmusikant — „so, da wird mer hin? Is wahr? No, dann muß i aber glei unsern Herrn Feldwebel trinken lass'n — den Chignon."

„Chignon! Was is denn dös, du frech's Bürschl?"

„Jetz, Gefreiter, bist du scho so alt und waßt net amal, was a Schingno is? A Schingno is a — falscher Zopf, und unser Feldwebel is a so a alter, falscher Schingnon! Verstanden! Gelt, da schaust, was i für a Bildung hab' — ja, mein lieber G'freiter!"

Der sagt jedoch bloß: „Du bist halt a recht a junger Grasteufel!" und schaut und lauscht nach der Richtung hin, wo eben Musikklänge herübertönten.

Das Regiment war bei den Herbstmanövern und hatte heute einen Rasttag. Bezüglich der Unterkunft hatte es dasselbe ausgezeichnet getroffen; denn es lag in einem stattlichen Dorfe in den bayerischen Vorbergen im Quartier. Die Einwohner waren lauter wohlhabende Bauern, was man schon aus den großen, behäbigen Bauernhöfen entnehmen konnte.

Im Orte war eine große Brauerei, zu welcher ein Sommerkeller gehörte, der auf einer kleinen Anhöhe außerhalb

des Dorfes lag, und von wo aus man einen herrlichen Blick auf das vorliegende Gelände, auf Berge, Seen und Wälder genoß. Prachtvolle hundertjährige Linden breiteten ihre kühlen Schatten über die primitiven Tische und Bänke, welche vollzählig von Soldaten des Regiments besetzt waren, die hier in echt bajuvarischer Weise aus steinernen Maßkrügen ihren weitberühmten Durst löschten. Auch die Offiziere des Regiments — mit dem Obersten von Falkenstein an der Spitze — hatten sich eingefunden und saßen im Schatten eines Lindenbaumes auf etwas besseren Stühlen und an einigen herbeigeholten Tischen, nicht weit entfernt von ihren Kriegern. Diese fühlten sich durch die Gegenwart der Offiziere nicht zu sehr beengt, sondern sangen ihre lustigen, heimatlichen Weisen frisch und fröhlich aus voller Kehle hinaus in den wunderschönen Herbstnachmittag. Das Bier war — was stets die Hauptsache ist — ausgezeichnet und es war gar ein fleißiges Wandern zu der Schenkstätte mit leeren Krügen hin, mit vollen zurück, solange das ‚Gerstle‘ — wie das Geld bei den Soldaten heißt — reichte. Die Regimentsmusik ließ ihre Klänge ertönen. Die Soldaten waren kreuzfidel, ‚schnackerlfidel‘, jedoch blieb diese ‚Fidelität‘ in anständigen Grenzen, da die Anwesenheit ihrer Vorgesetzten ihnen doch die nötige Reserve auferlegte.

Indessen sitzen der Gefreite Moschenbach und der kleine Tambour vor dem Hause ihres Quartierträgers in verdrießliches Schweigen versunken.

„Ach, Gotterle, den Durst, i halt's bald nimmer aus“, stöhnt der Gefreite und schließt die Augen, damit er das sprudelnde Wasser im Hofe nimmer sehen muß.

„Dös is a Jammer, lieber Schorschl“, — pflichtet der Tambour seinem älteren Kameraden bei. — „Dös Wasser schmeckt grad wie Tinten und löscht gar keinen Durst! Brüderl“, fährt der kleine Nichtsnutz fort und rückt näher zu dem mürrischen Genossen hin, „Brüderl, wenn mir halt jetzt auch da droben auf dem Felsenkeller sitzen thaten und hätten jeder grad so a ganz a frische Kellermaß vor uns stehn —“

„Hör auf, sag i", warnt der Moschenbach und schluckt einigemal, denn es ist ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen; doch sein ‚Spezzl' fährt fort: „Weißt, so a ganz a frische Kellermaß so von außen ‚beschlag'n' (angelaufen) vor lauter Kält'n; Brüderl, dös war was Fein's!"



„Tambourl, Tambourl! Sei ruhig", knurrt der mißhandelte Kriegsmann, „sonst spukt's!"

Der ‚Frechiö' läßt sich jedoch nicht einschüchtern, sondern hebt wiederum an: „Was meinst, Freunderl, und zu der kellerfrischen Maß noch so a g'sulzt's ‚Hendl' oder meintswegen auch a kalti Ent'n — oder, da bin i a net a so — meintswegen auch an guten ‚Radi', an recht rassig'n!"

„Tambour, i sag dir's zum letztenmal; mach mi net

falsch", brummt in verhaltener Wut der durstgequälte Mann bei dieser Fata morgana, die sein junger Kamerad hier vor seinen Blicken entstehen läßt.

Der „Grasteufel" weidet sich mit Behagen an der Qual des Gefreiten und spinnt den Faden weiter: „Also nach dem Hendl oder der Ent'n kommt dann, mein lieber Schorschl, die zweite Kellermaß mit so an schön weißen Faum (Schaum), wenn du da den Deckel vom Krug aufmachst und mer blast so eini in den schön Faum, bis du dös Bierl so aus dem Krug rausleuchten siehst, ganz goldgelb; dös wär' dir lieber, wie zwei Maß — Wasser!"

„Tambour, wenn du mir jetzt noch a anzigs Wörtl sagst, dann nimm ich dich beim Krawattl und tauch' dich in den Brunne nei, bis du nimmer schnaufen thust!" ruft der Gefreite, springt auf und will den Tambour ergreifen, um seine Drohung zur Ausführung zu bringen, doch das nichtsnutzige Kerlchen entwischt gewandt den Fäusten seines Kameraden und konzentriert sich rückwärts außer Schußbereich.

„No, was is denn, Moschenbach, gehst net mit auf den Keller?, dös is heut amal a durstig's Wetter!" ruft ein Soldat des Regiments dem Gefreiten durch das Hofthor zu. „Alles ist droben, ein Bierl giebt's, ein Bierl, zu dem muß mer ‚Sie', sag'n, dös muß mer mit Andacht trinken!"

„Hab kan Durst!" lügt der ‚abgebrannte' Krieger. „Waas, waas? Moschenbach, du hast kan Durst? Na, wie ma nur so was sag'n kann? Du, und kan Durst!? Geh' weiter, dös glaubst ja selber net."

„Ka Geld hab' i, wenn du's wissen willst; kannst du mir vielleicht ans pumpen? I gieb dir's wieder."

„O, je, Freunderl! da bist schief g'wickelt; i hab grad noch an ‚Sechser', der langt zu a n e r Maß Bier, sonst hab i nixen; ade, Gefreiter", antwortet der Kamerad und drückt sich. „Moschenbach", ruft er noch zurück, „alle Offizier san drob'n und der Herr Oberst auch!"

„Meinetswegen dürft der Herr General auch droben sei, i verwehr's ihm net", brummt der arme Moschenbach.

„Du, Schorschl", nähert sich ihm der Tambour wieder, „du, wir sollten doch auf den Keller gehn."

„Lass' mi aus mit deine Dummheiten; wenn mer ka Geld hat, nachher is nix, du Schlaumeier!"

„Gefreiter, der Herr Oberst is droben auf dem Keller."

„Hab i gar nix dergegen einzuwenden."

„Schorschl, mir is was eing'fall'n, wie mir doch zu aner Maß Bier kummen könnten. Zieh dich jetzt amal proper an und dann geh'n wir auf den Keller, da wirst scho sehn, daß i was Ordentlichs ausg'studiert hab', wie mir a billigs Bier krieg'n."

„No, sag, was is denn dös, Tambourl?" fragt schon halb bezwungen der alte Kriegsmann.

„Sei net so neugierig; du wirst es scho seh'n, was i für a g'scheiter Kerl bin."

„Bürschl, Bürschl! Hast g'wiß wieder a Lumperei vor! I kenn di scho, du Planist!"

„Na, ganz g'wiß net, Gefreiter; verlaß di auf mi; wenn's nix Ordentlichs wird, nachher dürfst mir die Ohr'n abschneiden."

„Dös passiert dir aber auch, wenn du mit mir G'spassetteln machen willst, du klans, nichtsnutzigs Tambourl!" versichert ernsthaft der Moschenbach und macht sich zum Ausgehen fertig.

Auf dem Keller herrscht lustiges, heiteres Treiben. Es wird gesungen und getrunken — „immer noch a Maßl." — Besonders hervorragende Sänger werden von ihren Kameraden aufgefordert, doch wieder dies oder jenes Lied anzustimmen; es geschieht dies auch, allein es wird gewöhnlich nur die Anfangsstrophe gesungen, da niemand den Text weiter kennt.

„Aber, wo is denn der Moschenbach?" hört man auf einmal fragen. „Ja, wenn der da wär, der kann alle Lieder auswendig und jodeln kann er, daß du scho meinst, du stehst

drob'n auf die Berg bei einer Sennerin! O, dös is schad, daß der heut net da is!"

Der Herr Oberst von Falkenstein ist ein freundlicher, herablassender Herr, für den seine Soldaten durchs Feuer gingen. Er spricht mit ihnen, kennt fast einen jeden beim Namen, nimmt ein heiteres Scherzwort gütig auf, ist zu rechter Zeit auch wieder streng, aber gerecht und seine Leute lieben und verehren ihren „Weißbart", wie der Oberst seines silberweißen Bartes wegen von ihnen genannt wird, über alle Maßen.

Eben geht der Regimentschef durch die Bankreihen, die von Kriegern dicht besetzt sind; freundlich nickt und winkt er den Soldaten zu, die sich von ihren Sitzen erhoben haben.

„Leute, seid vergnügt, singt eure schönen Lieder, seid jedoch vernünftig und trinkt nicht zu viel, denn das ist nicht schön für einen Soldaten!" spricht er im Vorübergehen, und „Sehr wohl, Herr Oberst!" tönt es zurück.

„O, Jeckerle, da kommt ja der Moschenbach! Da setz' di her, an unsern Tisch, da is scho noch a Platz frei für di; komm da her, Schorschl! Grüß di Gott, alter Spezzl, das is schö, daß du noch kommen bist" — so schallt es von allen Seiten dem längst vermißten Gefreiten entgegen. Der geht würdevoll durch die Reihen seiner Kameraden, in Begleitung des Tambours, jeder einen Maßkrug in der Hand haltend, und nimmt endlich an einem Tische Platz, von wo aus er den Tisch der Offiziere erblicken kann.

„Moschenbach singen! Einen schönen Jodler! Dei Leiblied: ‚Leb wohl, du teures Land!'" ruft man von den anderen Tischen zu ihm herüber.

Und der Moschenbach räuspert sich und hebt an:

„Mein Arm ist für das Vaterland!
Mein Durst ist für das Bier!"

und so weiter.

Dann folgt das herrliche Lied:

„Dem Sohne des Mondes und der Erde!"

„Blödsinn, Moschenbach!“ wird er jedoch korrigiert, „es heißt, dem Sohne des Ruhmes und der Ehre!“

Unbeirrt singt jedoch der Gefreite „in dem Stiefel“ fort.

Von Zeit zu Zeit erhebt er seinen Maßkrug, setzt ihn an die Lippen, stellt ihn aber immer sofort wieder nieder und der Maßkrug wird niemals leer und neugefüllt, was sehr zum Verwundern ist.

Der Moschenbach ist jetzt in seinem Elemente.

Lied auf Lied tönt von seinen Lippen und dazwischen ein so frischer, hellklingender Jodler, daß die Berge das Echo zurückwerfen. „Holderiojuheh! Juh! Juch!“

Hierauf:

„Napolium, du Schustersgeselle,
Du saßest so frech auf deinem Thron,
Und in Deutschland, da warst du so ~~strenge~~,
Und in Rußland empfängst du's deinen Lohn!“

„Weiter! Fortfahren!“ ruft es von allen Tischen.

„I kenn kan Text net weiter!“ entgegnet der Sänger.

„An anders Lied!“

„Moschenbach, sing' jetzt amal dem Herrn Obersten sein Leiblied“, flüstert der Tambour dem Gefreiten zu, neben welchem er sitzt.

„Hast recht, Tambourl! I fang an —“ und es erklingt mit vollem Tone das schöne Lied vom „Vater Max“:

„Es war einmal ein König im Land,
Ein gar hohes und adlig Blut;
Er wurde überall ‚Vater‘ genannt,
Denn sein Herz war so menschlich und gut —“

und so sang er die ganzen zwanzig Strophen durch mit Rührung und Ausdauer, so daß am Schlusse, wo von den Thränen die Rede ist, die dieser König über seine in Rußland gefallenen Soldaten weinte — dem braven Gefreiten helle Thränen in den Augen standen.

„Bravo! Schön hast gesungen, Moschenbach!“ ruft der Herr Oberst dem Sänger zu, nachdem derselbe das Lied beendet.

Der also Geehrte hat sich erhoben, und sich dankend gegen seinen verehrten Regimentskommandanten verneigt; seine Brust ist von Gefühl, Begeisterung und Patriotismus hoch geschwellt; er erhebt seinen Maßkrug und ruft mit Stentorstimme:



„Kameraden, ich fordere euch auf, euch zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser tapferer, ritterlicher Herr Oberst, Freiherr von Falkenstein — er lebe hoch, hoch und — abermals hoch!" und ‚es braust ein Ruf wie Donnerhall' — dreimal ein ‚donnerndes' Hoch aus den Kehlen der Krieger durch die Luft; der Moschenbach leerte jedoch seinen Krug auch bei dieser Gelegenheit nicht.

„Ich danke euch, Kinder! Ich danke euch!" ruft der Oberst seinen Soldaten zu, nachdem der Hochruf verklungen war.

„Moschenbach, komm einmal herüber zu mir!"

Der Gefreite gehorcht.

„Nimm auch deinen Maßkrug mit her zu mir!"

Moschenbach thut, wie ihm geheißen, und geht an den Tisch des Obersten.

„Ich danke dir, lieber Gefreiter, für das schöne Lied und für die mir dargebrachte Ovation; darum stoße ich mit dir an und trinke —“

„Entschuldigen, Herr Oberst“, unterbricht respektwidrig der Gefreite seinen hohen Vorgesetzten, „entschuldigen, Herr Oberst, das geht net —“

„Was, wenn ich dir erlaube, dich auffordere —“

„Halten zu Gnaden, aber dös war a Schand, wann i da anstoßen thät!“

„Wie, eine Schande, mit mir anzustoßen, Gefreiter?“

„Um Gottes willen, Herr Oberst, wer'ns nur net harb (ungehalten), i ka unmögli mit dem Herrn Obersten anstoßen, denn i hab ja —“

„Nun, was denn? Heraus mit der Sprache. Bist ja doch sonst nicht auf — den Mund gefallen!“

„Herr Oberst, i hab ja ka Bier in meinem Maßkrug, sondern nur a — ganz ordinärs Wasser“, spricht der Moschenbach und gießt zum Beweise der Wahrheit seiner Aussage den Inhalt des halbgefüllten Kruges langsam auf die Erde aus und siehe da, es war ‚eitel schlecht Wasser‘.

„Ja, wirklich Wasser, reines Wasser!“ ruft erstaunt der Oberst. „Moschenbach, du trinkst Wasser? Du?“

„Auf Ehr und Seligkeit! Herr Oberst, i hab kan anzigen Tropfen trunken!“ versichert tief gekränkt der bayerische Krieger. „Herr Oberst, dös thu i fei net!“

„Glaub' dir! Glaub dir, mein braver Moschenbach; aber warum hast du denn dann das Wasser in deinen Maßkrug gefüllt?“

„O, mei, Herr Oberst, i wollt halt heut net so allein daheim in mein Quartier sitzen und da bin i halt daher auf den Keller gange, wo doch a Musik is und g'sunge wird.“

„Aber, warum hast du dir kein Bier geben lassen?“

„Herr Oberst, da heißt's: ‚Hand von der Butten!' I bin ganz abbrennt, kan Kreuzer Geld hab' i mehr!"

„So, so? Ja, da ist es freilich schwer, sich Bier zu kaufen, wenn man kein Geld hat! Hier, lieber Moschenbach, hast du einen — Sängerlohn von mir!" Er drückte ihm einen Gulden in die Hand. „Hole dir jetzt eine Maß Bier und stoße dann mit deinem Obersten an! Mit Bier kannst du mit mir wohl anstoßen, mit Wasser allerdings wäre es nicht schicklich!"

Der Moschenbach gehorchte ohne Widerrede, pünktlich und auf der Stelle, stieß mit seinem Kommandeur an, setzte den Maßkrug an die Lippen und trank.

„Halt, setzt ab!" kommandierte nach einer Weile der Oberst — „den Maßkrug darfst du nicht mit verschlucken, Gefreiter, den hast du nicht mit bezahlt!"

Der Gefreite holte tief Atem und kehrte den Maßkrug um, zum Zeichen, daß er leer sei.

„Einen guten Zug hast du, mein Lieber, das muß ich sagen —" lobte der Oberst und entließ den wackeren Trinker. Dieser, an seinen Platz zurückgekehrt, stieß einen Juhschrei aus, daß die Maßkrüge auf dem Tische wackelten. „Hollderihjahöh! Juch!"

Einen Gulden hatte der Oberst gespendet; einen ganzen Gulden! Zu jener Zeit ein „Haufen Geld". Man bekam damals zwölf Maß Bier dafür.

Das Tambourl leerte jetzt seinen, ebenfalls mit Wasser gefüllten, Krug auch aus und holte sich eine „Kellermaß", nachdem der Moschenbach ihm einige „Spieße" ausgehändigt hatte.

Mit der richtigen Bettschwere kehrten der Gefreite und das ‚Tambourl' spät am Abend in ihr Quartier zurück; beide voll, voll — seliger Erinnerung an den schönen Tag auf dem Keller.

„No, Gefreiter, hab i dös net schö rausstudiert, mit dem Wasser im Maßkrug?" fragt der pfiffige Trommler.

„Tambourl, i sag dir's! Du bist doch net so dumm, wie du ausschauen thust; du bist a richtiger Pazzi; aber i sag

dir, i hab' mi ganz Sünden g'fürcht' — a Wasser in an Maßkrug! I will's aber mein Lebtag nimmer thun!" versichert er hoch und heilig. „Aber, dös Bierl war gut! o — so gut, Tambourl, wenn wir jetzt nur noch a Maßl da hätten, ich hab noch an kannibalischen Durst", und noch während des Einschlafens summt er vor sich hin:

„Wenn der Maßkrug so groß wär
Wie die Gmoandhausthür,
Trinket mer grad a (eine) Maß
Und net — drei und vier!"

„Aber der Gulden is — fort! Der is — flüssig word'n!"



II.

Pflichtgetreu.

Die melodischen Klänge des „Zapfenstreichs" tönten durch die Straßen und riefen die „nomadisierenden" Krieger zum heimatlichen Strohsack in die Kaserne,

„Doch wer bei hübschem ‚Kocherl' (Köchin) steht,
Dem mag man lange ‚trömmeln'", (frei nach Scheffel)

und in diesem Falle befand sich der ehr- und tugendsame Jüngling Jakob Kurz, zu der Zeit „Sulidat" der ersten Schützenkompagnie des Infanterieregiments „Großherzog von Geroldstein".

Dieser vortreffliche Mann, im gewöhnlichen Leben der Kürze halber „Kurzen-Jackl" geheißen, stand bei seinem „Schatz" vor ihrer Hausthüre und gab sich der ebenso angenehmen als kurzweiligen Beschäftigung hin, der „Gretl" die allerneuesten Tagesneuigkeiten zu erzählen. Diese Berichterstattung unterbrach er nur hie und da, um in bemessenen Zeiträumen „ihr" wieder einen herzhaften Kuß auf die kußlichen Lippen zu drücken.

Und die Gretl war ein gutes Mädchen; sie war bereits ganz „militärfromm", sie wehrte sich auch nicht gegen den rauhen Krieger; sie ließ sich alles gefallen und duldete ruhig dessen Küsse. Etwas mußte sie als ordentliches Mädchen aber doch sagen, darum sagte sie sehr — nachsichtig: „Aber, Jackl, du bist bös!" und der böse Jackl wurde nur noch böser und wiederholte die Küsse in immer kürzeren Pausen.

Auf einmal schlägt es vom nächsten Turme ein' Viertel über neun Uhr.

„Donnerwetter, schon Viertel! Jetzt haßt's laufa; also, gute Nacht, Gretl!"

„Gut Nacht, lieb's Jackerl! Kimmst morg'n?"

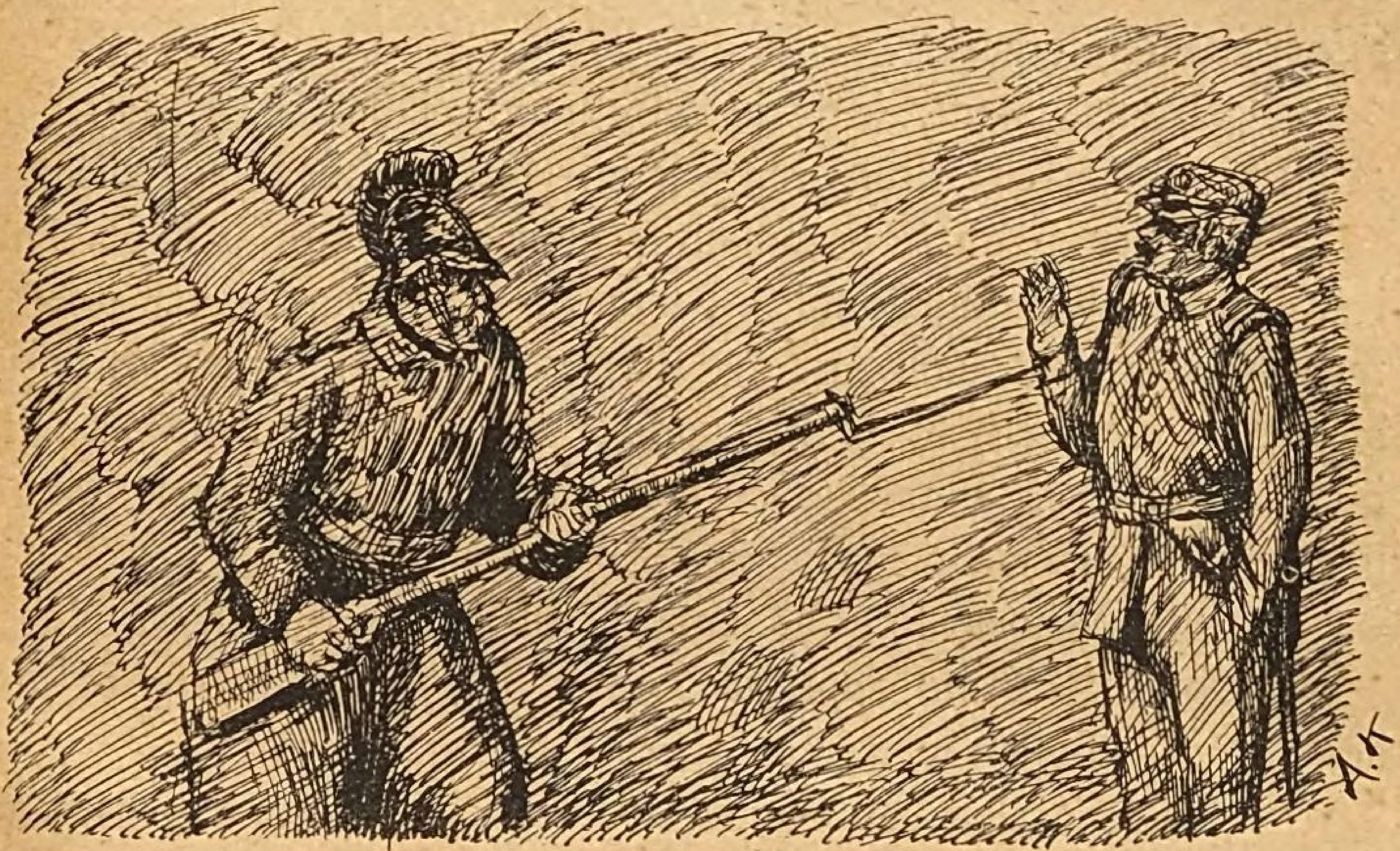
„Ja, i kimm scho, bal ich kann!"

„Kimm nur, morg'n kriegst a Ganserl!"

Und nun noch den letzten Abschiedskuß — den allerletzten — und nun noch „unwiderruflich zum letztenmal" den allerallerletzten Abschiedskuß — „Gute Nacht!" und der Jackl schwebt mit der Leichtigkeit und Eleganz eines jungen Nilpferdes dahin in eiligem Lauf, um die Kaserne noch vor der Rapporteinnahme zu erreichen.

„Au weh!" grad schlägt es halb zehn Uhr, als der Jackl noch cirka hundert Schritte vom Kasernenthor entfernt ist; pautsch, wird dasselbe mit militärischer Pünktlichkeit zugeschlagen und unser braver Vaterlandsverteidiger steht da in dem recht angenehmen Bewußtsein, nunmehr fünf Tage „ohne, ohne, mit" — wie der technische Ausdruck für „Wasser und Brot" lautet — „eingespirrt" zu werden. Es ist ihm dies gerade nichts Neues, denn er hat schon etlichemale „im Loch gebrummt" und „die Strafstub'n is doch auch net für die Gäns gebaut" — aber fünf Tag' fern von seiner Gretl, ohne deren nahrhafte Unterhaltung — heute hatte sie ihm erst wieder ein „Mordstrumm" kalten Braten spendiert — fünf Tage bei Wasser und Brot, „dös wär a sakrisch Pech"; doch, nein, der Jackl giebt sich noch nicht gefangen! Zum Kasernenthore kann er nicht mehr hinein, da ist nichts mehr zu machen, denn wenn er durch den „Posten vorm Gewehr" auch anläuten läßt, so vergehen doch wieder einige kostbare Minuten, bis der Wachtkommandant über den Kasernenhof schreitet und das Thor zum Einpassieren öffnet, und — jede Minute ist kostbar, denn sobald es „Feldwebels" schlägt und der Herr Junker den Rapport einnimmt, dann ist's g'fehlt, dann ist ihm sein „Fünferl" sicher. Also, was thun? — Halt, da hinten, hinter der Kaserne, steht ein Nachtposten, um das Aussteigen aus der Kaserne zu verhindern, da man dort vom Kasernenhofe aus über die Mauer ziemlich leicht aussteigen konnte. Ganz richtig kalkuliert der Jackl: „wo man aussteigen kann, kann man auch einsteigen, und war er nur erst einmal

in der „Kaserma“, dann wollte er schon dem „Kreuzbauern“ — er meinte damit seinen Feldwebel — etwas vorschwindeln, daß er schon seit neun Uhr in der Kaserne gewesen sei und nur noch eine private Angelegenheit zu erledigen gehabt habe. „Aber, wer steht da hinten Posten? Wenn's aner von die Schützen is, dann is gut; is aber aner von die ‚Füsilierschnickeln‘, dann spukt's! Probier'n muß mer alles auf der Welt! Probier'n mir's halt!“ Er eilt durch das kleine Gäßchen an die Rückseite der Kaserne, um hier seinen löblichen Vorsatz zur Ausführung zu bringen.



„Halt, wer da?“ brüllt auf einmal eine Bärenstimme.

„Halt 's Maul, Rammel, schrei net so, i bin's!“

„Wer is der i?“

„I, der Kurzen-Jackl!“

„Ja, Jackl, was willst denn?“

„Jesses, du lieb's Herrgottle, du bist ja der Huber-Franz; grüß di Gott, Spezzl! Etzt is gut — einsteige will i in die Kaserne.“

„Aber, Jackl, was fallt denn dir ein, desweg'n steh' i ja da als Vertreter Seiner Majestät, daß da net ausg'stieg'n wird.“

„Also, Kamel, was red'st denn so — dalket daher; i will ja net aussteig'n, sondern einsteig'n will i; verstehst denn dös net, daß dös an Unterschied is? Du stehst da, daß kaner aussteigt, und i will doch einsteigen!"

„Ja so, dös is 'was anders!"

„No, Gott sei Dank, daß doch endlich amal hell wird, Franzl, in deinem Strohmagazin! Etzt geh her und hilf mir, daß i über die Mauer nüber komm, es is sakrisch hoch!"

„Ja, Jackl, was zahlst denn nachher, wenn i dir helfen thu?"

„Du bist a schöner Posten, dös muß i sag'n! A Geld willst a no? I hätt' gute Lust und thät' di glei melden wegen deiner Abschmiererei!"

„O mei, Jackl, so is ja net g'mant; i hab' halt denkt, an ‚Spieß' (Sechskreuzerstück) könnt'st mir scho geb'n für mei Müh!"

„Lieber Franzl, da schaut's schön aus; kan ‚Knopf' hab i mehr — alles durchputzt — und in vier Täg is erst Geldtag — aber jetzt ham mir ka Zeit zum Diskurieren; da knie di her; i steig auf di drauf, nachher stehst langsam auf, damit i epper auf der Mauer oben an den Rand hinlangen kann; stell nur dei G'wehr aweil ins Schilderhaus!"

„Mei G'wehr! Dös darf i net aus der Händ geb'n!"

„Halt 's Maul, thu, was i dir sag', oder i zeig di an, daß du als Posten von mir a Geld verlangt hast!"

Seufzend that der Posten, was ihn sein Freund geheißen; es gelang jedoch dem Jackl nicht, die Höhe der Mauer mit der Hand zu erreichen; die Mauer war zu hoch, trotzdem er auf den Schultern seines Kameraden stand.

„Sakrament, da könnt' mer scho glei ‚Grünbaumwirt' wer'n, da kimm i net nauf!"

„Und i halt's nimmer aus, daß du so auf mir 'rumtrittst!"

„O Franzl, nur noch a ganz klans bißerl!"

„I kann nimmer!"

„Etzt hab' i's glei! Noch an Hub; schieb noch a bißerl mit der Händ' nach", ruft der Jackl und tritt dem Franz mit dem Absatz auf die Nase.

„Autsch, Herrgottmillionendonnerwetter!“ schreit der Franzl und laßt aus, und — der Jackl saust wie der Blitz an der Mauer herunter und setzt sich sehr energisch nieder. „Ja, pressiert denn dös gar so arg?“ fragt der Franz.

„O Franzl, bist du a Heupferd; läßt dös Rhinoceros aus, grad wie i bald droben g'wesen bin; o du großes Rind . . .“ schreit der Jackl und reibt sich den betreffenden Körperteil. „Dös is wirklich scho zu dumm, aussteig'n kann mer ganz leicht, weil drin an der Mauer Bretter aufg'schicht' san, aber einsteig'n kann mer net. Etzt san mir meine fünf Tag' sicher.“

Es schlägt drei Viertel zehn Uhr.

„Noch a Viertelstund',“ sagt der pflichttreue Posten und macht sich mit seiner Nase zu schaffen, „noch a Viertelstund, dann werd' i abg'löst; ja, so zwa Stund'n san lang!“

„Herrgott von Strammbach, da fallt mir grad was ei, Franzl! Du legst di jetzt daher auf den Boden!“

„Ja, warum denn?“

„Dös wirst scho seh'n! Also da legst di her und bist ganz stad!“

„Ja, aber warum denn, wozu soll i —“

„Halt 's Maul, sag' i“, erwidert der Jackel, „oder —“ und der Franz gehorcht.

Der Jackel holt den Tornister seines Kameraden aus dem Schilderhaus und schiebt ihn dem ganz erstaunt daliegenden Franz unter den Kopf, nimmt ihm den Helm vom Kopfe und schnallt ihm Patrontasche und Säbel ab. Ohne nur zu fragen, zieht er aus dem Helme das dortselbst aufbewahrte, nicht besonders propre Taschentuch des Franz hervor und beginnt es dreieckig zusammenzulegen.

„Aber, Jackl, rappelt's denn auf amal bei dir? Was san denn dös für G'schichten?“

„Halt dein Rand, dös verstehst du net!“

Er hat das Tuch zusammengefaltet und will es nunmehr seinem Kameraden um den Kopf binden, doch der wehrt ab:

„Laß etzt amal dös dumme Zeug, i brauch' ka Kopftuch; laß mi aus!"

„Brüderl, sei stad; du hast ja gar kan Schein, war dös bedeut't, halt nur ruhig oder — i zeig' di an!"

Willenlos läßt sich das Opfer seiner Kameradschaft und Pflichttreue den Kopf verbinden.

Hierauf öffnet der Jackel dem „Blessierten" den Uniformkragen, schnallt ihm das „Krawattl" ab und macht ihm den Hemdkragen auf.

„Etzt hört si doch scho alles auf", schreit der Huber-Franz; „Kerl, du mußt überg'schnappt sei!" — und will aufspringen.

„Bleib lieg'n, sag' i!"

„Herrgott Millionenkiesel, was san denn dös für Dummheiten —"

„O mei, Jackl, daß du a bißerl dumm bist, dös hab' i scho g'wußt, aber so dumm, dös hätt' i doch net für mögli g'halten!"

„Laß mi etzt amal aus! Sonst wir i kritisch; es wird glei zehn Uhr schlag'n und dann kommt die Ablösung, und wenn di mi so sieht, dann —"

„Dös will i ja grad, du Rammelsberger Dickkopf!"

„Ja, aber warum denn? Was soll denn dös haßen?"

„O mei, o mei, Franzl, du bist gut troff'n; wenn du für dei G'scheidigkeit Steuer zahl'n müßtest, brauchest net oft aufs Rentamt zu laufen!" entgegnet der Jackl und beginnt seinem „Spezzl" den Uniformsrock aufzuknöpfen.

„Blitz noch amal; etzt is mir die G'schicht' scho wirkli zu fad", protestiert der mißhandelte Franz, „laß die G'spassetteln; Uhr hab' i kani, dös kannst dir scho mirk'n."

„O du Schlaumeier, manst wohl, i will dir dei ‚Zwiefel' abnehm'n? Daß du kani hast, waß i von eh; meinetweg'n langt's a scho so; so schaust ganz gut aus!"

„Aber, Jackl, sag mir nur, warum denn all dös Zeug?"

„O Jeckerle, Franzl, hat unser Herrgott aber an Tiergarten! Merkst denn gar nix? Fallt dir denn gar nix ei!

O mei, o mei! — Krank bist word'n auf dem Posten, bist umg'fall'n; i bin derzu kemma, hab' mich deiner ‚kameradschaftlich' ang'nomme, und bin, weil du krank g'leg'n bist — seit neun Uhr für dich da — Posten g'standen!"



„Ah so! Ja, ja! Dös laß i mir g'fall'n!"

„No, Franzl, ‚spannst's' endlich amal! Dös freut mi wirkli. Brüderl, in den ‚Generalstab' wirst du in der nächsten Zeit noch net eing'rufen, da bist sicher."

„Aber, Jackl —"

„Etz sei stad, red nix, bleib schön lieg'n und thu, als wenn du schlafen thatst."

„Auf dem Posten schlafen, dös giebt's sei bei mir net!"

„Waß i scho, Franzl, kenn scho ‚deine Pflichttreue', mein Lieber — und jetzt steh i am Posten, verstanden! — schon seit neun Uhr!" ruft er dem am Boden Liegenden zu, holt dessen Gewehr aus dem Schilderhause heraus, umgürtet sich mit Säbel und Patrontasche und stülpt den Helm sich auf den Kopf.

„Aber, Jackl, du wirst seh'n —"

„Sei jetzt mäuserlstad, grad schlagt's zehn Uhr und die Ablösung kummt; red nur gar nix."

Kurze Zeit darauf hört man taktmäßige Schritte sich nähern; der Gefreite mit dem Ablösungsmann erscheint.

„Halt, wer da?" ruft der „Nachtposten hinter der Kaserne."

„Ablösung!" ertönt die Antwort.

„Zum Feldgeschrei vorwärts!“

Die Ablösung will sich dem Posten nähern.

„Halt, nur ein Mann!“ brüllt der Postensteher, das schußfertige, jedoch nicht geladene Gewehr drohend vorstreckend.

Der Gefreite — als Ablösungsführer — rückt allein vor und giebt halblaut das Feldgeschrei „Damian“ ab.

„Damian, is richti?“ fragt der Jackl seinen auf dem Boden liegenden Kameraden.

„I haß ja Franz“, antwortet der.

„O, i man, ob's Feldgeschrei mit ‚Damian‘ richti is.“

„Ja, was war denn etzt dös?“ ruft auf einmal der Gefreite. „Dös is doch der Huber-Franz nöt, den i um acht Uhr auf den Posten ‚aufg'führt‘ hab', wo is denn der Huber-Franz?“

„Der“, erwidert der Posten, „der liegt da am Boden; der is schwer krank word'n, und i hab' scho seit neun Uhr da für ihn aweil Posten g'stand'n.“

Teilnehmend betrachtet der Gefreite den armen, auf den Boden hingestreckten Kranken.

„Ja, wie is denn dös kumma?“

„O“, sagt der Jackl, „i bin so um neun Uhr rum da hinten über die Felder von an Spaziergang zaruck daher kumma und wie i da an dem Nachtposten war, is der Posten dag'leg'n — ganz bewußtlos — aber sei G'wehr hat er noch fest in der ‚Pratzen‘ g'habt — dös hat er net ausg'lassen; i hab'n g'schüttelt, und da hat er noch so a paar ‚Schnaufer‘ than, so daß i g'seh'n hab' — tot is er no net ganz. Und nachher hab' i mir denkt, daß der Posten net unbesetzt sein darf, und da hab' i mi halt herg'stellt und bin aweil Posten g'standen für mein kranken Kameraden.“

„Dös hast brav g'macht, Jackl, dös haßt mer Disziplin und Pflichttreue!“ lobt der Gefreite. „Und etzt woll'n mir halt den Kranken neinschaffen in die Kaserne, daß er in ärztliche Behandlung kommt.“

Der Jackl wird vorschriftsmäßig mit „präsentiertem G'wehr“ abgelöst und dann schleppen er und der Gefreite den

kranken Kameraden in die Kaserne, wo er einstweilen im Wachzimmer untergebracht wird.

Der „Herr Sanitätsrat“ Knoll — ein alter Gefreiter, Sanitätsdiener und Bandagenträger — wird geholt und untersucht nun den Kranken. Der „Herr Sanitätsrat“ hat nur zwei Diagnosen, die sich in seiner langjährigen Praxis noch immer bewährt haben — jeder seiner Kranken hat etweder einen



„Hieb“ oder — einen Katzenjammer; etwas anderes gab es bei ihm nicht. Er fühlt also dem Huber-Franz den Puls.

„Sehr lebhaft, fiebernd, hat einen ‚Habemus‘.“

„No, den müßt' er scho von der ‚Pumpenheimer Auslese“ dort in der Wasserpitschen kriegt hab'n, denn weiter hat der Franzl heut noch nix trunke, weil er kan ‚Stecken‘ Geld hat“, belehrt ihn der Wachtgefreite.

„So, so, dann hat er auch keinen Katzenjammer! Hm, hm! Sehr bedenklicher Fall! Es scheint ein leichter Schlag-

anfall zu sein oder, wie wir Medicäer sagen, ‚Hatoplexie‘; also, man schaffe den Patienten ins Lektum, und morgen werden ich und der Herr Regimentsarzt die Sache weiter untersuchen.“

Es geschah also, nach ärztlicher Ordination, und der kranke Franzl wurde zu Bette gebracht, wo er prächtig schlief, statt draußen in der Nacht noch „Posten brennen“ zu müssen.

Die pflichttreue Handlungsweise des Kurzen-Jackl und des Huber-Franz wurde von dem Kommandanten der Kasernenwache — einem „Wasser-Kadetten“ — in einem pompösen, einem Epos gleichenden Frührapport zur Kenntnis des Herrn Obersten gebracht. Dieser befahl, daß die beiden Leute ihm im Offizierskreise bei der Parade vorzustellen seien.

Als der „Kreuzbauer“ der ersten Schützenkompagnie von dem Akte der Pflichttreue seines „Schlankels“, des Kurzen-Jackl, hörte, schaute er ihn fest an, sagte aber bloß: „Duu? Duuu?“

„Ja wohl, Herr Feldwebel“, antwortete der Jackl, obgleich der Feldwebel doch eigentlich gar nichts gefragt hatte. Der Herr Feldwebel aber schüttelte mit dem Kopfe und ging weiter.

Der Herr Hauptmann der Kompagnie, von Schmiergel, ging, nachdem er die Meldung von der treuen Pflichterfüllung seines „Pappenheimers“, des Kurzen-Jackls, empfangen hatte — zweimal um diesen herum, einmal von links nach rechts, dann umgekehrt; betrachtete ihn von hinten und von vornen, schaute ihm fest in die Augen und sagte dann: „Merkwürdig — sehr merkwürdig!“ und der Jackl erwiderte prompt: „Serr woll, Herr Hauptmann!“

Im Offizierskreise belobte der Herr Oberst die beiden „pflichtgetreuen“ Männer im allgemeinen, den Jackl noch im besonderen, und ließ dann im Regimentsbefehl expedieren, „daß dem Soldaten Jakob Kurz ein Kronenthaler und dem Soldaten Franz Huber ein Gulden für ihre hervorragende Pflichttreue, Umsicht und bewiesene Kameradschaft aus den — Holz- und Lichtersparnissen auszuzahlen seien“, und erteilte beiden gleichzeitig für nächsten Sonntag die Erlaubnis, bis früh vier Uhr außer der Kaserne bleiben zu dürfen.

Am Abende saßen die beiden „pflichtgetreuen“ Krieger beim „Schwanenwirt“, aßen Schweinsbraten, rauchten „feini Zingarrln“ und tranken viel Bier — „immer noch a Maßl.“

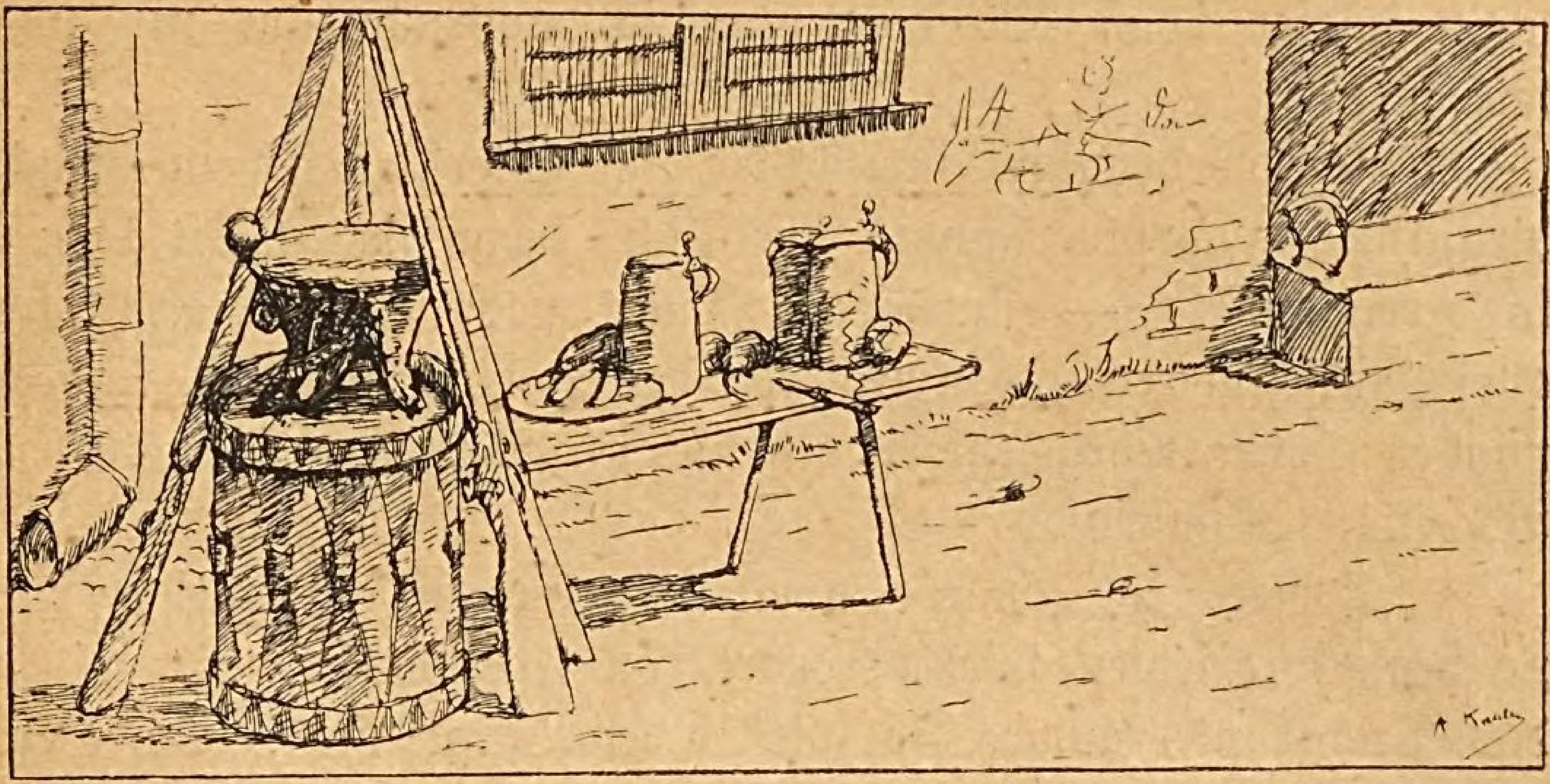
Und der Kurzen-Jackl erhob seine Maß, stieß mit dem Huber-Franz an, schaute ihm fest in die Augen, lachte pfiffig und sprach:

„Siehst du — Horn! So muß mer's mach'n; dös ham mir fein rauszwickt — aber — 's Maul halten, — nix sag'n — stad san — ganz stad!“



III.

Parade-Ausrückung.



Gut'n Morg'n, Herr G'vatter, was bringen denn Sie Schön's?" — „Morg'n! Herr G'vatter; aber heut komm i net als G'vattern, heut komm i im Dienst!" — „So? als was denn?" — „No, als Ordonnanz-Korporal von der Landwehr komm' i heut!" — „Donnerwetter! Allen Respekt, Herr G'vatter — paridon! — wollt sag'n Herr Ordonnanz-Korporal!"

„Also morgen früh wird ausg'ruckt um neun Uhr in Galla. Größte Properetät und vollzähliges Erscheinen wird erwartet. Aufstellung am Marktplatze nahe der Wohnung des Unterzeichneten!" — „Aber Sie wohnen doch net am Marktplatze, Herr G'vatter?" — „Dummheiten! Der Unterzeichnete ist der Herr Major!" — „Ach so, und scho wieder so a Fexerei mit dem Ausrucken, mant denn der Lamsieder — oho! Biersieder, wir ham nix weiter zu thun, als ihm an Hanswursten machen, dem Lalli!" — „Herr G'vatter oder vielmehr Landwehrmann Purzpichler, da wird gar nix raisonniert! Schimpfen über einen Vorgesetzten, und insbesondere über den Herrn Major, kann ich nicht dulden in meiner Gegenwart — verstanden!" — „No, dann gengen's weiter, wenn's net schimpfen hören wollen; dös wird mer als Börger doch noch

ag'n dürfen, daß dös a Unsinn is, ausrucke um nix und wieder nix."

„Landwehrmann Purzpichler, ich untersage Ihnen hiemit dienstlich — wohlverstanden dienstlich, denn im Dienst kenn i ka Freundschaft — untersage Ihnen noch einmal ernstlichst alles Raisonnieren und Kritisieren der Handlungen und Anordnungen hoher Vorgesetzter, ansonst ich Meldung beim hohen Bataillons-Kommando —"

„Jesses, etzt schaut's amal den Hansen an, will der a no den Vorg'setzten spiel'n; wart, du Flickschuster, dir will i das Pech runterräume, dir spiel i den Vorgesetzten. So, Herr Ordonnanz-Korporal Sebastian Knieriem, i, der Landwehrmann und Lohgerbermeister Balthasar Purzpichler, bitte den Herrn Ordonnanz-Korporal ganz g'horschamst, mir mein Guthaben von 100 Gulden für geliefertes Leder noch im Laufe des heutigen Tages berichtigen zu wollen, ansonst ich beim Landgericht Klage auf Pfändung —"

„Um Gotteswillen, machen's mi net unglücklich, liebster, bester Herr Gevattersmann! Sie wer'n doch noch an Spaß versteh'n! Hahaha!" — „Dös san dummi G'späß, die versteh' i net; mei Geld muß i heut no hab'n!" — „Ach, Herr G'vatter, hab'ns halt noch a bisserl Nachsicht; sehn's, mei Frau is krank und zwa Kinder san a so net recht g'sund und dann hab' i a ka richtige Arbeit, nur lauter so Flickereien und — die Menge Außenständ'! Also, bitt' halt recht schön, liebster Herr G'vatter, haben's halt noch a bisserl Nachsicht!" — „Ja, mei lieber Herr G'vatter, wenn Sie mir so komm'n, bin ich a net a so; aber dös müssen's Ihne schon merke: mit dem Vorgesetzten-Raushänge, dös giebt's fei bei mir net; verstanden, Herr Korporal Knieriem!"

„O, du lieb's Herrgottle, was will mer denn mache, wenn mer an armer Teufel is; wenn an der Herr Major schickt, muß mer's doch ausricht'n — und, wissen's, i verdien' ja a noch a paar Kreuzer fürs Rum-Expedieren vom Bataillons-Befehl; mir is dös dumme Zeug a scho so z'wider, dös kann

i Ihnen gar net sag'n, Herr G'vatter, aber wissen's, der Herr Major —" — „Lassen's mi aus, mit dem „Herrn Major", der „Biersieder Hopfensack" haßt der Protz; und warum werd denn nachher eigentlich ausg'ruckt?" — „Ja, wissen's, der G'madiener, der wo Sappeur bei der Landwehr is, der hat die goldene Zuviel verdienst-Medaille für 50 jährige Dienstzeit kriegt und da wird's ihm feierlich vor der Front des Bataillons ang'hängt." — „Etzt, da legst di nieder! Wegen dem alten Schnapsbruder muß mer a no ausrucke, dös is scho der Müh' wert! — Ja, es is scho recht, Herr Korporal! Also um neun Uhr morgen Früh wird aufg'stellt?"

„Jawohl, Herr G'vatter, und gelten's, wegen dem Guthaben, da ham's scho noch a bisserl a Nachsicht!" — „Herr Ordonnanz-Korporal, wissen's, wenn i a nur a ganz gewöhnlicher Landwehrmann bin, aber auf die 100 Gulden san mer — Gott sei Dank — doch no net aufzehrt! Wir ham scho noch a paar Pfennig!"

In allen Häusern ruft die morgige Ausrückung die lebhafteste Aufregung hervor und erregt überall die gemischtesten Empfindungen; doch fand der „Ruf zu den Waffen" nicht allenthalben ein freudiges Echo, nicht thatendurstig eilten die Helden zu ihrer Fahne, das heilige Feuer vaterländischer Begeisterung „lohte nicht himmelan", sondern — im Gegenteil, wir dürfen dies leider nicht verschweigen, die braven Bürger „schimpften wie die Rohr-Spatzen" und der Herr Ordonnanz-Korporal Knieriem „hängte" seinen Vorgesetzten nicht mehr heraus, der war durch seine Begegnung mit dem Herrn Landwehrmann Purzpichler „dasig" geworden und — schimpfte mit über „die G'schaftlhubern".

Wie bei einer Mobilmachung wurde es auf einmal in dem Städtchen lebendig; Wehr und Waffen wurden in Stand gesetzt; Buben eilten mit Gewehren und Säbeln durch die Straßen und trugen sie zu dem „alten Kästner", einem ergrauten Kriegsinvaliden, der im Putzen Meister war; ihm wurde fast die Hälfte der sämtlichen Armatur der Landwehr

anvertraut, um sie in properen, glänzenden und kriegstüchtigen Zustand zu versetzen; der verstand den Rummel aus dem ff und fummelte drauf los mit „Messingputz", Ziegelmehl, Schmiergel und „Hammerschlag", daß alles wie eitel Gold erglänzte, und polierte auch das Innere der Gewehrläufe, daß man sich darin spiegeln konnte, ob hiedurch die Treffsicherheit gefördert wurde, wagen wir nicht zu entscheiden.

Eine solche Ausrückung war für den alten Krieger eine „gemähte Wiesen", da blühte sein Weizen und hielt er seine Ernte; denn die „Spieß" zahlten ganz honorig und er konnte es brauchen.

Allüberall regte es sich; Uniformen wurden dem Dunkel der Schränke entnommen und ausgeklopft, daß die Fetzen flogen! Hannibal ante portas!

„Ja, Frau, wo es denn mei Tschako? ich find'n net", sagt der Posamentier Bortenmacher zu seiner Ehehälfte. — „O, den hab' i n'auf auf den Boden, weil er da herunten gar so viel Platz wegnimmt und hab'n in die Truhe neig'legt."

Der Meister steigt die Bodentreppe hinan, öffnet die Bodenkammer und richtig, da steht sein „bester Schako" auf dem Boden, auf der Diele!



„So, dös is a schöne Bescherung, da wünsch' i gut'n Morg'n! Und da soll mer ausruck'n!" ruft der biedere Bürger, denn in seinem Schacko — hat eine Katzenfamilie ihr Lager aufgeschlagen und die jungen Kätzchen schauen so vergnügt aus dem kriegerischen Hauptschmuck heraus, als ob die Schackos in der Welt nur den einen Zweck hätten, ihnen eine Ruhestätte

zu bereiten, während die Katzenmutter den rechtmäßigen Besitzer mit gesträubtem Fell anpfaucht, bereit, ihre Jungen zu verteidigen! „Recht nette Bescherung, so was kann an freu'n!"

Auf einmal ruft der Meister mit Schmeicheltönen seinen beiden Sprößlingen: „Fritzla, Karla!" und beide erscheinen gehorsam dem väterlichen Rufe! „Wer von euch beiden hat denn da den Schacko aus den Truhen rausg'nommen und da herg'stellt auf den Boden?" — „Ich net", sagt der Fritzla, „der Karl hat's than!" — „Net wahr is, der Fritzla hat'n rausgnomma, i hab's net gethan", sagt der Karla. — „Was ist Wahrheit?" — Der Vater aber ist unparteiisch und es werden der Fritzla und der Karla, beide gleichmäßig, „ordentlich durchgewichst"; die Rangen heulen wie die „Jochgeyer", was die liebende Mutter herbeiruft. Die Katze verteidigt ihre Jungen im Schacko, die Gattin und Mutter verteidigt ihre „verhauenen Jungen", es entspinnt sich ein lebhafter Wortwechsel, den Worten folgen Thaten und die häusliche Szene schließt mit einem schallenden — Knalleffekt!

Es ist fraglich, ob der brave Meister morgen ausrücken kann! Und alles — wegen der „dummen" Ausruckerei!

Überall herrscht Aufregung, Verdruß und Ärger, nur der Veranlasser dieser Affaire, der Herr Bataillons-Kommandant, Landwehr-Major und Bierbrauereibesitzer Hopfensack ist sehr befriedigt von seinem Erlaß; er sitzt in der verlängerten Kaffeestunde seinem getreuen Weibe gegenüber, tunkt sich ein Hörnle ums andere in den Kaffee, schmunzelt und lacht: „Die werd' i morg'n „schuhriegeln", daß 's vor Wut grad platzen, die lass' i Parademarsch machen, daß damisch wer'n; denen will i zeigen, daß i der Major bin; daß sie mir parieren müssen, die Bagaschi!"

Sie schaut ihren Eheherrn so von der Seite an und sagt: „O, du wirst di traue; daham da hast immer dös größte Maul, wenn's aber zum Treffen kommt, bist du gar Koaner, du alter Patschie!"

„Weib!“ will er aufbrausen, doch sie stemmt die Fäuste in die Hüfte und fragt: — „Is dir's vielleicht net recht?“

Er schweigt, denn er kennt seine — sanfte Taube! „Er soll dein Herr sein!“

Er begiebt sich hierauf in den Stall und erneuert die Freundschaft mit seinem Schlachtroß — „der alten Liesel“, „morgen sei schön brav sein, alte Liesel, keine Sprüngerl machen! brav sei“; „Herrle bringt der Liesel a Zuckerl mit!“ „Brave Liesel!“ so schmeichelt er und streichelt das edle Tier; denn „das Reiten ist eine Erfindung des Teufels“ und es ist immerhin riskiert, sein kostbares Leben einem so unvernünftigen Tiere anzuvertrauen!



Der große Tag dämmert im Osten herauf und mit dem Schlag fünf Uhr ertönt die Tagreveille, ausgeführt von sämtlichen drei Tambours des Bataillons und der Stadtmusik, die, noch teilweise in Zivilkleidern, durch die Straßen zieht. Der erste Tambour, Herr Buckelinsky, macht seinem Namen Ehre; er wäre eigentlich „Landwehrdienstuntauglich“ gewesen, denn er hat einen kolossalen Höcker und es sieht komisch aus, wenn er trommelnd durch die Straßen schreitet, glaubt man immer, er trüge noch eine Trommel auf dem Rücken gleichzeitig zur Reserve mit; er war aber ein vorzüglicher Tambour und nur unter der Bedingung, daß er

in Uniform mit ausrücken dürfe, hatte er noch zwei weitere Leute zu Tambours ausgebildet!

Nun kommt Leben in die Bude! Wäscherinnen fliegen mit frischgewaschenen weißen Beinkleidern in den hochemporgehaltenen Händen durch die Straßen, denn der Bataillonsbefehl hatte es unbestimmt gelassen, ob in weißen oder blauen „Pantalons" ausgerückt wird. Buben rennen zum „alten Kästner", denn der hat Gewehr und Säbel noch nicht für den Vater abgeliefert, oder „schießen" sonst als Ordonnanzen umher, um herbei zu holen, was noch zur Adjustierung nötig ist.

Das Bataillon hat nur zwei Kompagnien, da bei der Größe oder vielmehr Kleinheit des Städtchens ein komplettes Bataillon nicht aufgestellt werden konnte. Kommandant war — wie erwähnt — der Herr Bierbrauer Nepomuk Hopfensack, der sich jedoch auch im Zivilleben den Majorstitel gerne gefallen ließ. Sein Adjutant war der Rentamts-Oberschreiber; ein sehr hübscher Mann. Er hatte im aktiven Heere bei der Kavallerie als Wachtmeister gedient und war nun der Abgott sämtlicher — jungen Mädchen des Städtchens; er war ihr Mars, ihr Kriegs-Gott, denn wirklich bestand zwischen mehreren, vorher unzertrennlichen Jugend-Freundinnen nunmehr die bitterste Feindschaft, ein immerwährender Guerilla-Krieg, weil jede sich einbildete, ihre seitherige Freundin, die „falsche Schlange", habe ihr das Herz des angebeteten „schönen Söldner" abspenstig gemacht. Der „Herz-König" aber war ein Schlaumeier; er huldigte dem verbrecherischen Grundsatze: „Immer verliebt! Öfter verlobt! Niemals verheiratet!"

Die erste Kompagnie kommandiert der Herr Hauptmann Bretzle, seines nahrhaften Gewerbes: ein Bäcker; sein Oberlieutenant ist Herr Hutzler, Inhaber einer stark frequentierten Wirtschaft „zum Lämmle" und wird deshalb nur „der Lämmlewirt" genannt. Der Herr Hauptmann Bretzle ist, wie sich's für sein bürgerliches Gewerbe geziemt, ein wohlbeleibter, gutgenährter Mann, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß er täglich mehr wie sieben Kreuzer in die Menage legt; sein

Äußeres ist gerade nicht besonders martialisch, kriegerisch; — eher im Gegenteil — auf seinem Gesichte, rot und breit wie der Vollmond, steht deutlich zu lesen: „Mei Ruh möcht i ham!“

Kommandant der zweiten Kompagnie ist der Herr Hauptmann Lang, bürgerlicher „Salzstößler“ und Inhaber eines lebhaften Pfragner-Geschäfts; er handelt mit Stiefelwichse, Peitschenstecken, mit Eier, Schmalz und Wagenschmier ꝛc., läßt sich gerne „Herr Kaufmann“ titulieren, ist leberkrank, groß, mager und macht immer ein Gesicht, als ob er einen Schoppen von seinem sauersten Essig getrunken hätte. Bei seiner Kompagnie steht der Herr Unterlieutenant Zipplmann, seines Zeichens Schuhmachermeister; ein sehr gebildeter, feiner, eleganter Herr, der in Paris gewesen ist, häufig nur noch gebrochen deutsch spricht und überall der „Franzosen-Schuster“ geheißen wird.

Als Bataillonsarzt fungiert Herr Bader Seifenschaum, Chirurg und approbierter Wundarzt, der sich gerne „Herr Doktor“ schimpfen läßt. Die Justiz ist durch den Herrn Bataillons-Auditor Scheub vertreten, der im Zivilleben die Stelle des Gerichtsschreibers inne hat. Bataillons-Quartiermeister ist der Herr „Stadtschreiber“, der sich durch eine sehr rote Nase und eine gewaltige Schnupftabaksdose auszeichnet.

Und somit hätten wir Offiziere und Beamte des Bataillons den geneigten Lesern so vorgestellt, daß sie die Herrschaften erkennen werden, wenn jetzt die Aufstellung des Bataillons vor der Wohnung des Herrn Majors beginnt. Vorstellungen sind immer langweilig, weshalb wir auf die Nachsicht der geehrten Leser rechnen.

Mit militärischer Pünktlichkeit wurde gerade nicht angetreten; daran waren aber nur die Turmuhren schuld, welche beinahe auf jedem Turme anders schlugen und zeigten; doch ging es immerhin noch an, denn schon um $9\frac{1}{2}$ Uhr stand das Bataillon bereit, den Herrn Major mit den vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Da im Bataillons-Befehl nicht genau angeordnet worden war, ob in blauen oder weißen Hosen ausgerückt werden soll, so war die eine Hälfte der Mann-

schaft mit weißen, nahezu die andere in blauen und einige in gelben Nankinghosen oder sogar in schwarzen, grauen und karrierten Zivil=Beinkleidern ausgerückt, was zwar nicht ganz mit der militärischen Uniform harmonierte, aber sich durch diese verschiedenen Farben=Nuancen zu einem lebhaften Bilde gestaltete. Was Haltung und Adjustierung anlangte, hätte sicher ein strammer „Preußischer" Kommandeur bei dem Landwehr=Bataillon X. ein „sehr schlottriges Aussehen" konstatiert. Hätte er aber einen Blick hinter die Front des Bataillons geworfen, wäre ihm ein „strammes, propres, schneidiges Corps" aufgefallen; denn dort hatten die jungen Mädchen des Städtchens Aufstellung genommen und — allen Respekt — es waren „ganz saubere Käferl" darunter; die hatten aber auf der ganzen Welt nur für einen Mann Interesse, und das war der — „schöne Söldner", der Adjutant, der vor der Front des Bataillons auf und ab ritt und seine Reiterkünste zeigte! „Ach, ach! O!" Wie viele Herzlein mochten da wieder vor Liebesweh brechen! Die gesamte Jugend des Städtchens durfte selbstverständlich bei einer solchen Staatsaktion nicht fehlen, denn ohne die Rangen wäre die Feierlichkeit gar nicht vor sich gegangen.

Das Bataillon wartet! Der Herr Major sind nicht ganz pünktlich! — „Jetzt bringen's ihn!" mit dieser Meldung rennt der Korporal Knieriem aufs Bataillon zu. „Achtung!" erschallt das Kommando. Lautlos steht die Front. „Millionendonnerwetter, Landwehrmann Schmitt, wollen Sie ruhig stehen, wenn t'Achtung kommandiert ist", schreit der Herr Lieutenant Zippelmann einem Mann seines Zuges zu. Der Angerufene ist ein „Pälzer", ein „Dahergelaufener", wie nach der hierorts herrschenden Ansicht ein Eingewanderter im Gegensatz zu den Ansässigen oder „Alldahiesigen" genannt wird. „Schmitt, kein Glied darf sich rühren!" — „Herr Lieutnant, steige Sie mir g'fälligst den Buckel nuff; hätte Sie mir meine Stieb'ln net so eng gemacht; ich meen als ich müßt g'rad aus der Haut fahre, so drücke mich die Luderstieb'ln; Sie sin e schöner Schuster, des muß ich sage." — „Maul halten! in Reih und Glied,

Landwehrmann Schmitt“, ruft der Herr Hauptmann Lang, „oder ich lasse Sie —“

„Schultert's G'wehr!“ wird bei der ersten Kompagnie kommandiert. — „Schultert's G'wehr!“ kommandiert der Hauptmann Lang nach. — „Jetzt bringen's ihn!“ schreit die ganze hoffnungsvolle Jugend in hellem Chore. — „Präsentiert's G'wehr!“ und — wirklich, sie bringen ihn — den Herrn Major Hopfensack!



Hoch zu Roß erscheint die Heldengestalt, um die Hausecke biegend; neben dem Rosse schreiten ernst und würdig einher und haben die Halfterkette gefaßt, auf der einen Seite: der Hausknecht Michel und auf der andern Seite: die Stallmagd Urschi, beide in Diensten des Herrn Majors. Dieser sitzt stolz und martialisch auf seinem Streitroß, und er freut sich an dem

Anblick seiner Heldenschar. „Auslassen, sag' i!“ und die beiden „Edelpagen“ lassen die „Liesel“ los und verschwinden.

„Tschinretteta, bummretteta, tschinretteta!“ ertönt der Parademarsch plötzlich und — die alte Liesel, hierauf nicht gefaßt, macht kehrt und will wieder in den Stall zurück. Doch der Adjutant kommt seinem Vorgesetzten zu Hülfe und es gelingt dem freundlichen Zureden der beiden Herren, die „Liesel“ von diesem unvernünftigen Gedanken ab und vor das Bataillon zu bringen. „Brav sei, Liesel!“ Durch eine Handbewegung bringt der Herr Kommandeur die Musik zum Schweigen und er zieht nunmehr sein Heldenschwert, um das Kommando zu übernehmen. Der „Liesel“ kommt dies verdächtig vor, sie spitzt die Ohren und schaut dabei so nach rückwärts, als wollte sie sehen, was weiter kommt.

Der Herr Major läßt seinen Adlerblick über die Krieger schweifen und bemerkt — was einem Laien kaum aufgefallen wäre — daß die Beinkleider nicht Uniform sind. „Ja, Donnerwetter, was muß ich denn da sehen; eine solche Schlamperei ist mir doch noch nicht vorgekommen — weiße und blaue Hosen gleichzeitig! Da muß ich die Herren Hauptleute persönlich hiefür verantwortlich machen!“ — „Wir sind ausg'ruckt, wie's expediert worden ist“, ruft der Hauptmann Lang aus dem Glied heraus. — „Ordonnanz-Korporal Knieriem, wie haben Sie expediert?“ — „Melde dem Herrn Major g'horschamst: ich hab' expediert: Weht aus der Wohnung des Unterzeichneten, am Eckfenster des ersten Stockes, ein blaues Taschentuch am Morgen des Ausrückungstages, so bedeutet dies „blaue Hosen“, weht dagegen ein weißes Taschentuch, so bedeutet dies „weiße Hosen!“ — „Ganz richtig! Nun, meine Herren Hauptleute, wie kommt dann diese — wirklich ganz haarsträubende Ungleichheit? Mir ist dies unbegreiflich! Ich ließ ein blaues Taschentuch aus dem Eckfenster des ersten Stockes wehen! Ich habe es eigenhändig befestigt!“ „Net wahr is!“ rufen sämtliche Leute mit weißen Hosen aus der Front heraus. — „Es war a weiß Tuch, was rausg'hängt is!“

„Der Herr Major hat recht“, rufen die Mannschaften mit blauen Hosen. „A blau's Schnupftüchl hatt' rausg'weht!“

„Wir wer'n aber doch a no seh'n könne, was blau oder weiß is. A weiß Tüchel ham mir raushänge seh'n!“ — Aufgeregt schreien die Krieger durcheinander:

„A blau's Tüchel war's!“ — „A weiß's!“ — „A blau's!“

„Aber, meine Herren!“ brüllt der Major mit Donnerstimme — „Ruhe, wenn ich bitten darf! Ruhe! Ich kann versichern, daß ich ein blaues Taschentuch eigenhändig am Fenster befestigt habe und —“

„Herr Major, wir können das Gewehr nimmer halten!“ rufen mehrere Bürger, denn noch immer steht das Bataillon mit „präsentiertem Gewehr“ da. — „Beim Fuß G'wehr!“

„Herr Major! Sie ham ganz recht!“ mit diesen Worten „stürzt“ der Ordonnanz-Korporal Knieriem von der Wohnung des Herrn Majors daher — „Herr Major haben ganz recht, ein blaues Taschentuch weht noch am Eckfenster gegen die Schustergass'n zu!“ — „Nun also! Wer hat nun recht! Ich, der Major — wie immer!“ — „Aber“, fährt der Korporal fort — „am Eckfenster gegen die Badersgass'n zu hängt — der weiße — Vorhang beim Fenster raus“ — „und den ham mir g'seh'n!“ rufen unisono sämtliche Träger von weißen Beinkleidern — „also ham mir a recht!“

„Da hört sich aber doch alles auf!“ ruft entrüstet der Major — „eine solche Unordnung! Da werd' ich aber meiner Frau einmal ordentlich den Standpunkt klar machen!“ — „Muckel!“ ruft mit zärtlichen Tönen die Frau Majorin. „Muckel! was ist mit mir? was willst du? Willst du vielleicht etwas?“ — „O nein, gar nichts! Im Gegenteil“, beschwichtigte der Major die teure Gattin, die unter der Zuschauermenge sich befand. — „So, so! ich hab bloß g'meint, Muckel, daß du was von mir willst!“ —

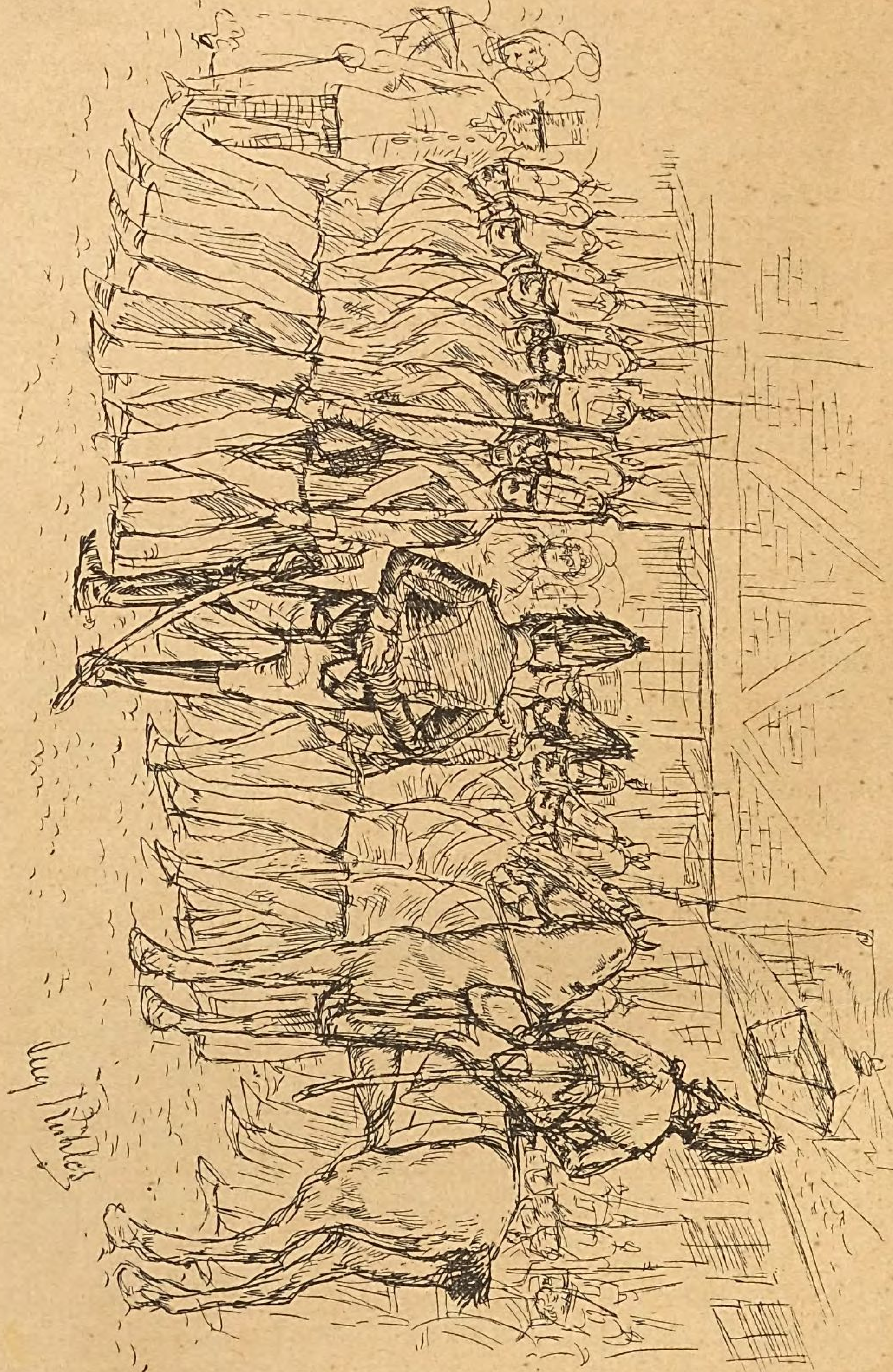
„Bataillon T'Achtung!“ kommandierte der Major. — Nachdem nun dieser Zwischenfall seine befriedigende Lösung ge-

funden, wollen wir endlich zum Zwecke unseres Ausrückens schreiten! — „Präsentierts G'wehr!" — Er hält nunmehr eine begeisterte, patriotische Ansprache über die Verleihung der Zivil-verdienst-Medaille an den Sappeur Hinterhuber für geleistete treue 50jährige Dienstzeit — und schließt mit den Worten: „Und nun, Kameraden und Börger, fordere ich euch auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Durchlaucht, unser Gnädigster Fürst und Herr, er lebe hoch, hoch, und abermals hoch!" und dreimal brauste ein donnerndes Hoch durch die Lüfte, wodurch jedoch die „alte Liesel" derart erschreckt wurde, daß sie stieg und bockte! „Brrr, brrr, brav sei, Liesel, ka Mannderl mach'n!" Der Adjutant springt hilfreich bei, und es gelingt, die aufgeregte „Liesel" zu beruhigen.

„Und nun treten Sie vor, Sappeur, und lassen Sie sich das hohe Ehrenzeichen an die tapfere Brust heften!"

Es geschieht also; der Herr Major steigt ab und — diesen Augenblick benützt die „Liesel", um zu „echappieren"; sie eilt dem heimatlichen Stalle zu; der Adjutant, der hinter ihr hersprengt, um sie zurückzuholen, beschleunigte nun ihr Tempo und — der Herr Major müssen nun die Parade zu Fuß abnehmen.

Die Züge marschieren vorbei; nicht sehr stramm, ein wenig „schepp"; die Haltung läßt zu wünschen übrig; der „gleiche Schritt und Tritt" mangelt hier und da — doch so gar genau darf man dies auch nicht nehmen — aber „Halt!" ruft plötzlich der Major dem Zuge des Herrn Lieutenants Zippelmann zu — „Halt! Donnerwetter, Herr Lieutenant, wie haben Sie Ihre Leute visitiert, da schauen Sie einmal diesen Mann hier an, was fehlt an dem?" Der Lieutenant geht um den Sünder mehrmals herum, betrachtet ihn von oben und unten, von hinten und vorn — findet aber nichts. „Herr Major, ich finde nichts!" — „Aber, Herr Lieutenant, sehen Sie denn nicht, der Mann hat ja gar keinen — Säbel an!" — „Ja, richtig, jetzt seh' ich's! Warum haben Sie Ihr Seiten-Gewehr daheim gelassen, Sie Malefiz —" — „Herr Lieutenant



— lächelte ruhig und kalt der brave Mann — „was brauch ich denn da herin im Bataillon an Sabel? es thut mir doch ka Mensch etwas und dann — hab' i ja noch mei G'wehr, da kann i mi schon wehr'n, und wissen's, Herr Lieutenant, beim Marschieren kommt mir der Sabel immer zwischen die Beene und da muß i immer stolpern, d'rum hab' i des — Instrument zu Haus liegen lassen!"

Der Parademarsch verlief außerdem glänzend — wenigstens nach der Ansicht des Herrn Majors; nun, man wird auch gegenteiliger Ansicht sein dürfen!

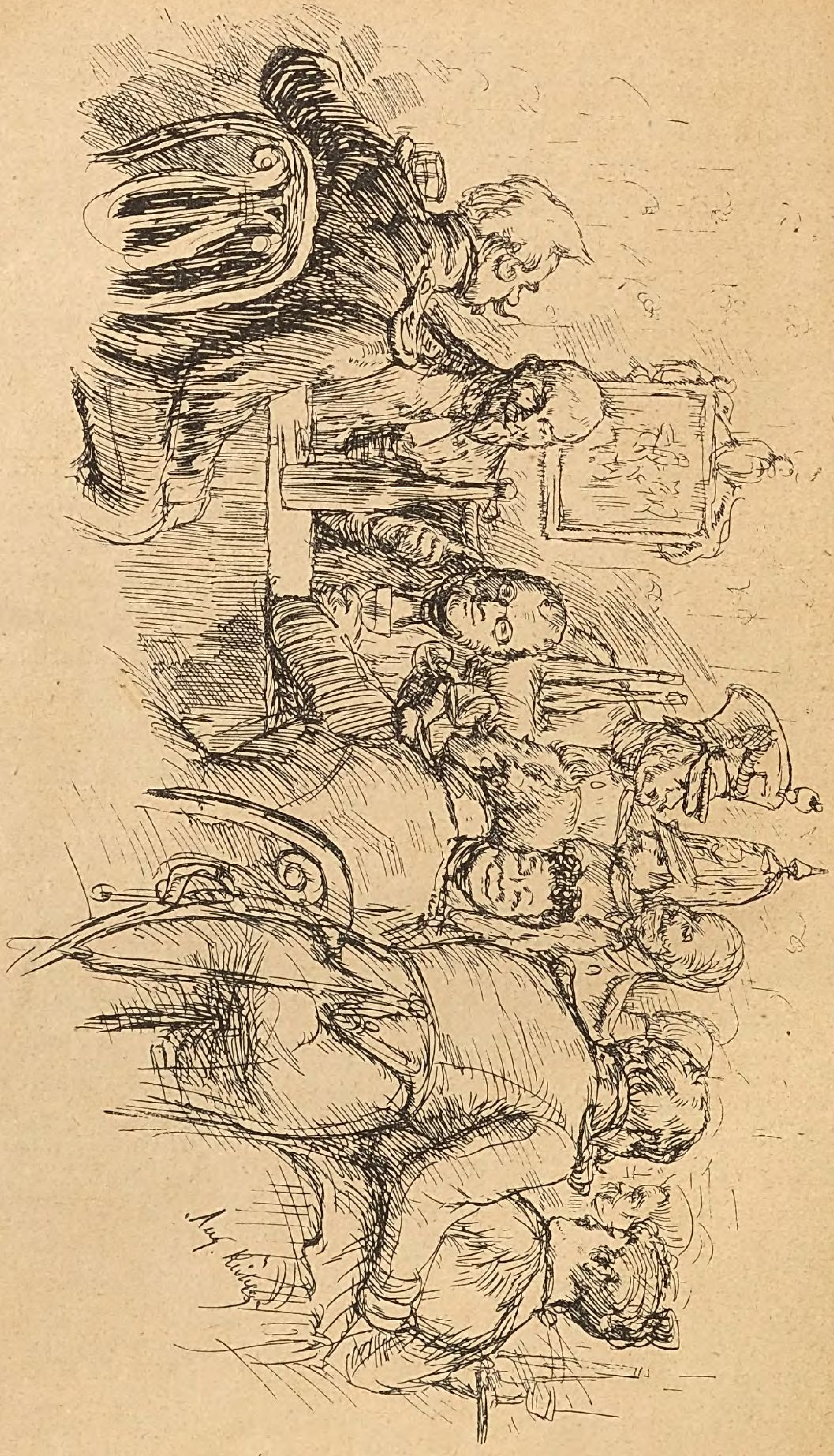
Der Herr Posamentier Bortenmacher ist doch mit ausgerückt; er hat sich einen Schacko von einem erkrankten Nachbarn entlehnt; den seinigen hat die Katze mit Familie noch immer im Besitz.

Nach der Parade vereinigt ein Frühschoppen „im Lämmle" die Offiziere und Landwehrmänner; die Buben tragen ihren Vätern Gewehre und Patrontaschen nach Hause und eignen sich hierbei die in letzteren befindlichen Zündhütchen an, um sie daheim „aufzuschlagen". Karla und Fritzla finden in der Patrontasche ihres Vaters noch drei Platzpatronen, die vom letzten Manöver herrühren, und betrachten sie als willkommene Beute zu — einem „Speiteufel".

Im „Lämmle" geht's lustig zu; der Herr Oberlieutenant „Lämmlewirt" hat gar nicht Zeit, die Uniform auszuziehen und bedient deshalb seine Gäste in des „Fürsten Ehrenkleid". Der Hauptmann Bretzle ist kreuzfidel; er lacht und — trinkt immerfort und wenn ihn einer „Herr Hauptmann" anspricht, lacht er noch lustiger und sagt: „O mei, dös is ja lauter dumm's Zeug; was bin denn ich für a Hauptmann? was san denn mir für a Militär? wissen's! Kennen's dös Rätsel net? mir hat's neuli a Mehlreisender aufgeben:

„Was is für an Unterschied zwischen „Kavallerie und Liebe" von Schiller und —"

„Dös wird wohl „Kabale und Liebe" von Schiller heißen sollen", wendet hier der Herr Lieutenant Zippelmann ein, der sehr belesen und erster Vorstand eines Liebhabertheaters ist.



„Meinetwegen a „Kabale und Liebe"; wissen's, dös is mir ganz egal; also: Was is für an Unterschied zwischen „Kabale und Liebe" von Schiller und unserer Landwehr?"

Alles schweigt und sinnt.

„Also, waß es niemand? dann will ich's euch sag'n! Also, „Kabale und Liebe" ist ein bürgerliches Trauerspiel und — unsere Landwehr is a traurig's Bürgerspiel!"

„Schmeißt'n naus", schreit der Herr Major, „dös is Majestätsbeleidigung!" — „Was", — sagt der Bretzle, — „dös hat mir ja der Reisende aufgeb'n, dös Rätsel, dös hab' i doch net selber g'macht!"

„Dös glauben wir Ihnen aufs erstemal; denn so a — Dummheit bringe net amal Sie ferti", sagt der Hauptmann Lang zu seinem „Herrn Kameraden".

„Der Bretzle hat recht, ganz recht hat er" — ruft es laut durcheinander von Seite der Landwehrmänner.

„Ruhe! Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht!" schreit der „Jubilar" in den Streit hinein! Meine Herren, unvorbereitet, wie ich — mich habe: Es lebe „Kabale und Liebe" und unsere tapfere Landwehr! Meine Herren! Ein dreifach donnerndes Hoch! Hoch, Hoch, Hoch!"

Der „dekorierte Sappeur" hat einen „Mords-Schlag"; er hält schon die 20. Rede und bereits zum 60. Mal hat er ein „dreifach donnerndes Hoch" ausgebracht; auf wen? weiß niemand; doch das thut nichts — alle rufen immer kräftig mit: „Hoch, Hoch, Hoch!"

Der Herr Hauptmann Lang wird bei jedem Schoppen „grandiger" und händelssüchtiger; er droht dem Landwehrmann Schmitt, dem „Pälzer" mit „Prozessierenlassen"; doch der ist kalt und sagt bloß: „Wisse Sie was, Herr Hauptmann, steige Sie mir gefälligst aach den Buckel enuff!" worauf der „Pälzer" und der Lieutenant „Franzosen-Schuster" miteinander schmollieren.

Die Gattinnen warten vergebens auf ihre Ehegenossen mit dem Mittagessen; die Buben oder Dienstmädchen werden

ins „Lämmle“ geschickt, um die „Hocker“ heimzuholen, doch die wanken — aber weichen nicht.

„Fritzla“ und „Karla“ erscheinen wiederholt im Auftrage der Mutter, doch ohne Erfolg. — Zum drittenmal sagt der Karla: „Vater, wenn du jetzt aber net gehst, dann kommt die Mutter



und holt dich — aber wie! dös kennst schon!“ Der Herr Posamentier ist jedoch sehr tapfer — er bleibt. — „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, ich hab' ein bess'res Verlangen“, singt er fröhlich und wohlgemut.

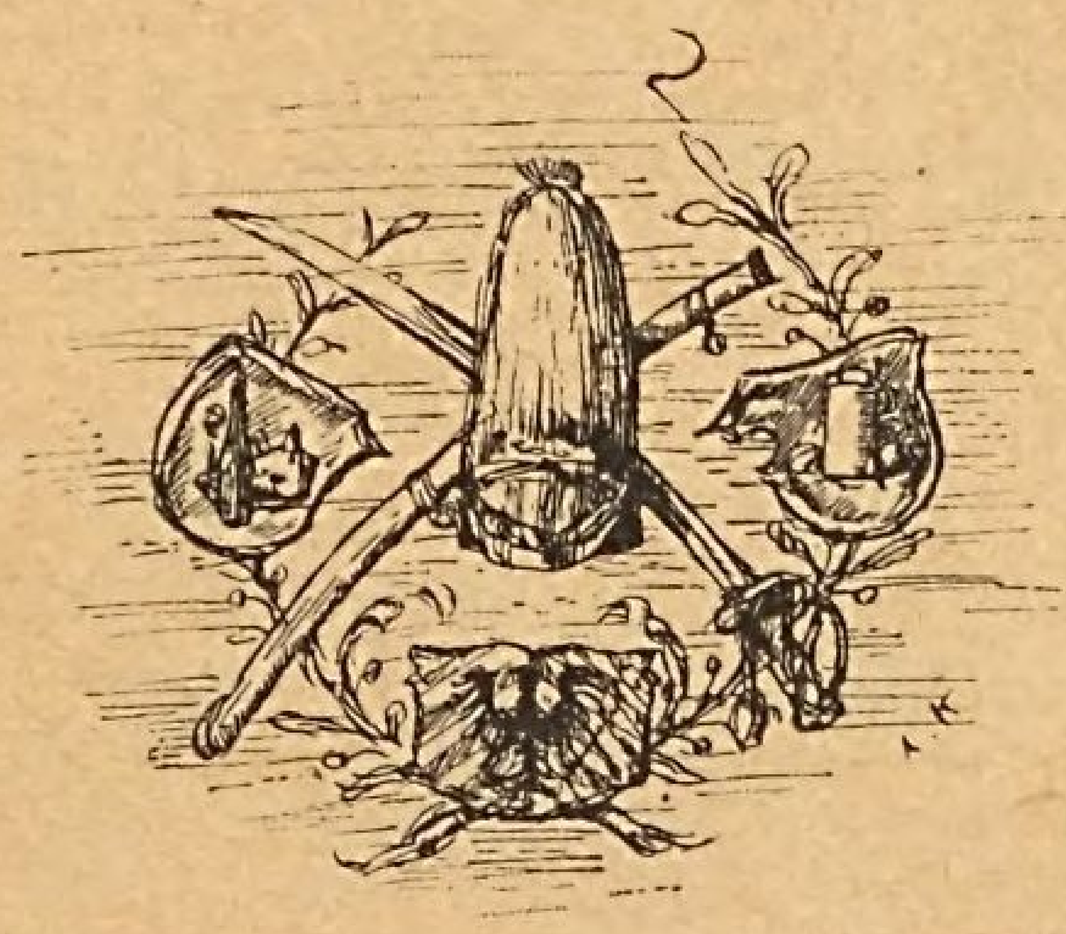
Auf einmal ruft er: „Jesses, ez kimmt mei Alte, jetzt spukt's!“ — Sie ruft bloß einmal, aber kräftig: „Bortenmacher!“ und gehorsam ihrem Winke folgt der tapfere Kriegs=

mann seinem lieben, treuen Weibe zum häuslichen Herde. — „Schwamm d'rüber!“

Der Herr Major „sind“ gleichfalls ein wenig be— „säuselt“; er läßt sich die „alte Liesel“ vorführen und besteigt dieselbe, denn so ist es „seit Olims Zeiten“ gewesen und wird es immer so sein, daß, wenn einer einen „Affen“ hat, er ihn in der ganzen Stadt herumführen und überall zeigen muß, daß er „einen“ hat.

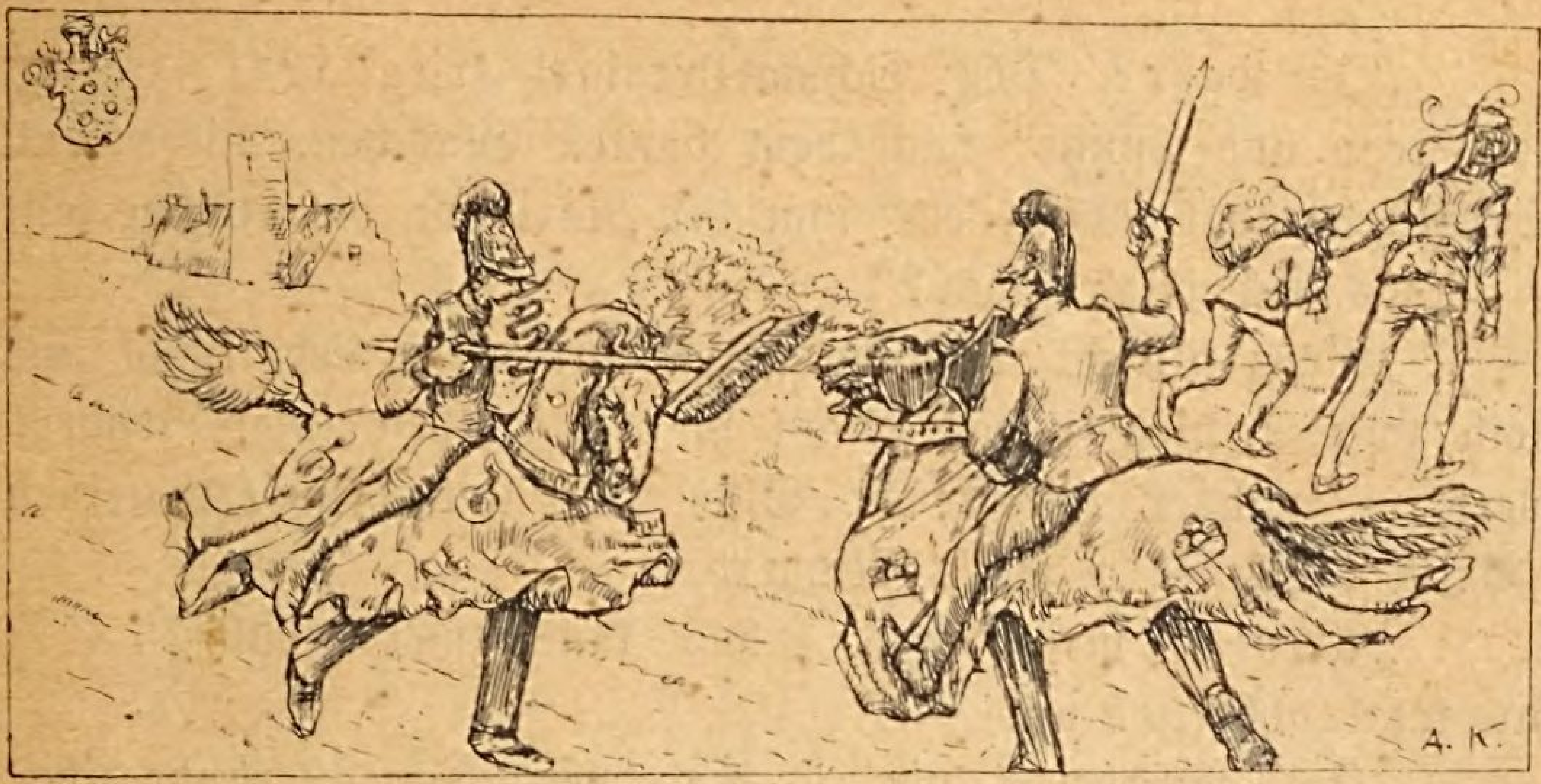
Der Herr Major ritt stolz vom „Lämmle“ ab, kam aber nicht weit, denn bald — wie es in der Hofsprache heißt — „trennte sich das Roß vom Reiter“, bei gewöhnlichen Sterblichen heißt es einfach: „es hat ihn runterg'worfen!“

Mit verbundenem Kopfe kam er hinkend nach Hause; die liebende Gattin, „die Frau Majorin“, hatte aber kein Mitleid mit ihm, sondern sprach kalt und „hohnlächelnd“: „Dös hast du jetzt, du alter Krackler, mit deiner — damischen Parade-Ausruckerei; ganz recht is dir g'schehn.“



IV.

Die Leberknödel.



Hurra! Sepp! Heut' giebt's Leberknödl in der Minasch!" ruft der Huber-Nazi seinem „Spezl", dem Joseph Hagelmeier, zu, „und der Moschenbach kocht die Knödl!"

„So — der Moschenbach kocht's — ja, dann wern's fein dös is fermost (famos); denn dös kann der alte „Schnaps-Gefreite" — die Leberknödl kann kaner so kochen, wie er — da feit sich nix!"

„Sepp" — sagt der Nazi — „i kaf dir dei Minasch ab — bloß die Knödln — dös Fleisch kannst scho selber essen —"

„Brüderl, wenn du mir noch a Wörtl sagst wegen dem Minasch-Verkaufen, dann pack' i di aber bei deine Ohrwascheln — selber essen macht fett."

„I gieb dir an „Spieß" (Sechskreuzerstück), wenn du mir deine Knödln verkaufen thust — an Spieß g'rad bloß für die Knödln."

„Net amal um an Gulden; die ess' i selber!"

„Sei g'scheid, Sepp; was manst, — i gieb dir da dös Schmalzlerglasl, dös dir scho lang in die Aug'n g'stochen is, aber dann mußt du mir deine Knödl und noch zwei „Spieß" aufgeb'n."

„Is wahr? Dös Schmalzlerglasl krieg' i?" — fragt der Sepp und „spitzt" nach dem bunten Gläschen, mit echtem Schmalzlertabak gefüllt, das ihm der Nazi vor die Augen hält — „dös Schmalzlerglasl?"

„Ganz g'wiß! Also du giebst mir deine Leberknödl und noch zwei Sechser — dös Glasl is drei Gulden unter Brüdern wert – nachher kriegst dös Glasl mitsamt dem extrafeinen „Brisil", dös is a fein's Numero."

„Aber — mei, Nazi, i hab' kane zwei „Spieß" — i bin total abbrennt und —"

„Ja, nachher is nix — die zwei „Spieß" mußt schon noch d'rauflegen."

„Aber woher nehme und net stehl'n. Waßt kanen, der einem „pumpen" kann?"

„Waß i nix — i hab' selber nur noch an anzigen Sechser."

„Soldat Hagelmeier!" ruft plötzlich hinter den Beiden eine Baßstimme.

„Herr Sergent!" antwortet prompt der Gerufene und dreht sich wie ein Kreisel nach seinem Vorgesetzten um.

„Soldat Hagelmeier, Er kann mir einen Gefallen thun", spricht der Herr Sergent Bärnbeißer, der sich durch liebenswürdige Umgangsformen und einen ganz ungeheuren Schnurrbart auszeichnet, „Hagelmeier, trage Er um halb elf Uhr eine Menageschüssel mit zwei Portionen Leberknödl — mit dem Koch habe ich schon gesprochen — zu meiner Braut" (sie war eine Näherin und er schon 15 Jahre mit ihr verlobt), „aber eile Er sich ordentlich, so daß die Leberknödel noch in dampfendem Zustande ankommen — ich gehe einstweilen voraus — es ist immerhin fast eine halbe Stunde bis zu meiner Braut, in die Matrosengasse, da heißt es also laufen, mein lieber Hagelmeier!"

„Serr wohl, Herr Sergent!" erwidert der Sepp, „aber a bisl weit is scho in die Matrosengasse und etzt bei der Kält'n! Draußen hat's g'wiß zehn Grad."

„Weiß ich alles, mein lieber Hagelmeier-Sepp! Deshalb mußt du eben auch ordentlich springen, daß die Leberknödl noch warm und dampfend ankommen; nun ich werde auch dann erkenntlich sein, wenn du deine Sache ordentlich machst — ein paar „Spieß“ bekommst du von mir, wenn du die Leberknödl zu meiner Braut noch warm und dampfend hinausbringst!“

„Serr wohl, Herr Sergent!“ ist die Entgegnung des braven Sepp, und der „Bräutigam“ entfernt sich.

„No, Brüderl! Wie is etzt mit die Leberknödl?“ frägt der Huber-Nazi wieder an, „verkaufst mir's net um dös Schmalzlerglasl? Jetzt kriegst ja zwei „Spieß“ vom Sergenten, wenn'st die Leberknödl schön warm zu seiner „Alten“ naus bringst.“

„O mei, o mei“, sagt der Sepp, „die Leberknödl san halt gar so gut —“

„Und dös Schmalzlerglasl is halt gar so schön und den guten Schmalzler! Da nimm a mal a Pris'“ — und er „haut“ dem Sepp eine ordentliche Portion Schnupftabak auf den Rücken der linken Hand, von wo aus sie der Hagelmeier begierig in sein Riechorgan einzieht. — „Fermost“, sagt der Sepp, und windet wie ein Jagdhund mit der Nase in der Luft herum.

„Also, Sepp, paß auf! Du trägst nachher die Leberknödl zum Herrn Sergenten seinem Schatz in die Matrosengassen; ich ess' einstweilen deine Leberknödl und wenn du zurückkommst, giebst mir meine zwei „Spieß“ und dann kriegst du von mir dös schöne Schmalzlerglasl mitsamt dem feinem Brisil! Willst oder net? Eins! — Zwei!“

„O liebs Herrgottle — die guten Leberknödl!“ jammerte der Sepp.

„O, die san g'schwind g'gessen, aber an dem Schmalzerglasl hast ewig, dei Leben lang! Nun?“

„No meinetswegen!“ sagt der Sepp nach nochmaliger Überlegung, „also du därffst meine Leberknödl essen, bis i wiederkomm' und nachher giebst mir dös Schmalzlerglasl —“

„Wenn du mir zuerst meine zwei „Sechser“ g'geben hast.“

„Also! is recht — Hand drauf! Eing'schlagen!“ und der Handel ist geschlossen.

Um halb elf Uhr geht in der Kaserne „Menagewirbel“ — wohl das beliebteste Signal des ganzen Tages beim Militär. Alle Mannschaften stürzen in die Küche, um dort ihre Menage — heute die vorzüglichen Leberknödel — zu holen und dann in ihren Zimmern zu verspeisen.



Mit wehmütigem Blick sieht der Hagelmeier, wie die Leberknödel verteilt werden; er sieht, wie seine Knödel der Huber-Nazi in Empfang nimmt und damit davon eilt, als ob er sie gestohlen hätte; die zwei Portionen Leberknödel für die Fräulein Braut des Herrn Sergenten werden ihm in eine Schüssel gegeben, er bindet diese in sein — Taschentuch und jetzt — hinaus in die Kälte, hungrig und durstig, aber als Siegespreis winkt das schöne „Schmalzlerglasl“ — das Ziel seiner Wünsche und Sehnsucht.

Schweißtriefend kommt er in der Wohnung der „Braut“ des Sergenten an; er stellt seine Schüssel auf den Tisch, bindet

das Taschentuch los, hebt den Deckel ab und — „Ah! Brav! Glühend heiß — aber das muß ich sagen, du bist ordentlich gesprungen, lieber Hagelmeier! Respekt davor! Merkwürdig Bei der Kälte, bei dem weiten Wege und ganz brühwarm! Du bist ja ein wahrer Schnelläufer! Brav! Recht brav!“ belobt der Sergent seinen „treuen Sklaven“, der mit bescheidenem Stolze diese Lobsprüche schmunzelnd hinnimmt. „Eine tüchtige Leistung und hier hast du deine zwei Sechser als Anerkennung von mir! Ich danke dir außerdem, lieber Sepp!“

Der Hagelmeier dankt; macht „Kehrt euch!“ und verläßt die Stube, wo der Herr Sergent mit seiner Liebsten nunmehr in heißen — Leberknödeln und ditto Liebe schwelgt.

Beflügelten Schrittes eilt der Sepp in die Kaserne zurück. Er denkt während des Rückweges an die guten schönen Leberknödel, die — „der Huber-Nazi statt seiner g'gessen hat“; er denkt an die zwei „Spieß“, die er auch noch dafür hingeben muß, um sein Schmalzlerglasl zu bekommen — er hat „elend“ Hunger, und — 24 Stunden, bis wieder Menagewirbel geht, sind lang — aber, „dös schöne Schmalzlerglasl, so schön purpurrot, mit weißen und grünen Glasstreifen! Dös is „fermost“!“ denkt sich der Sepp und eilt weiter.

„No, Sepp! Bist schon wieder da!“ begrüßt ihn der Nazi, „du mußt aber sakrisch g'laufen sei'!“

„Ganz heiß hab' i die Leberknödl auf den Tisch bracht!“

„Donnerwetter! Dös ist a Leistung! Respekt!“

„Ja! Dös macht mir kaner nach!“ prahlt stolz der Sepp; „aber“ — fährt er fort, „wie waren denn die Leberknödl?“

„Ausgezeichnet! So gut warn's noch gar net, seitdem i in der Kasern' bin!“

„Au weh, au weh! O Jeckerle! Hast mir nix übrig lass'n?“

„Alles selber g'gessen, lieber Sepp! Herrgott, war'n die fein! Delikat! Und so groß!“ er machte dabei eine Handbewegung, als ob er einen Ballon umspannen wollte.

„Hör' auf — sag' i!“ knurrt der hungrige Sepp — „aber wo is denn etzt mei Schmalzlerglasl?“

„Dei' Schmalzlerglasl? Davon waß i nix!"

„Mach ka Dummheiten! Gieb mei' Glasl her, das i dir abkauft hab!"

„Was, du hast mir a Glasl abkauft? O, Sepp! sei doch net so dumm, i werd dir dös Glasl, — das drei Gulden unter Brüdern wert is — um a Minasch von Leberknödeln verkauf'n! O, Sepp, daß du a bisserl dumm bist, hab i scho g'wußt, aber für so dumm hätt' i dich doch net g'halten, Sepp!"

„Was, was?" — ruft der Sepp — „erst hast du meine Leberknödl g'gessen und etzt willst du mei Glasl net hergeben; da — da hast du noch deine zwei „Spieß" — dös Glasl g'hört mir, dös ham mir so ausg'macht! Her mit dem Glasl!"

„Sepp! Sieh'st da dös Glasl? Anschau'n därfst's schon — aber krieg'n thust's net! Die Leberknödl hab i g'gessen — und die war'n fein! — mir ham's ausgezeichnet g'schmeckt! G'gessen san's, mein lieber Sepp, da is amal nix mehr zu machen! Ja! dös schöne Glasl, dös g'fallet dir halt!" höhnt der perfide Nazi, und zeigt dem armen Sepp von ferne den so heiß ersehnten Schatz, — indem er sich eine Prise zu Gemüte führt.

„Nazi! I bring di um, bal (sobald) du mir dös Schmalzlerglasl net hergiebst!" schreit wütend der Gefoppte, stürzt auf seinen hinterlistigen Kameraden los und —

„Halt! T'Achtung!" kommandiert auf einmal der Herr Feldwebel — auch „Kreuzbauer" genannt — hinter den beiden Streithähnen. „Halt! Ihr Bürschl! Meint denn ihr, Bauernrammel, ihr seid daheim auf eurer Kirta (Kirchweih), daß ihr da raufen könnt', wie's mögt?! Nein, ihr g'scherten Lackln! Ihr seid jetzt in der Kaserne und tragt den Rock Seiner Majestät, verstanden?! — Wart, ich will euch raufen!" und „schwupp! — schwupp!" kriegt der Sepp und der Nazi jeder eine solch' ordonnanzmäßige — Ohrfeige — „Watschen" genannt —, eigenhändig vom Herrn Feldwebel verabreicht, daß ihnen der Schädel brummt. „Wart, ich will euch raufen, ihr Rammel!" — Das war nicht schön vom Herrn Feldwebel.

Die beiden lassen die Ohren hängen und schauen auf „die Mutter der Kompagnie“ — nicht gerade mit sehr liebevollen Blicken.

„Warum habt's denn g'rauft?“ fragt der gestrenge Herr.

„Der Huber giebt mir dös Schmalzlerglasl net, das i ihm abg'kauft hab —“, sagt der Hagelmeier.

„Net wahr is, Herr Feldwebel! I werd' doch net so dumm sei' und ihm dös Glasl, dös unter Brüdern drei Gulden wert is, um sei Minasch verkauf'n! So dumm bin i net.“

„So, — so — Hagelmeier, deine Menage hast du verkauft; so, so; weißt du net, daß das eigenmächtige Verkaufen und Vertauschen der Menage verboten ist? Antworte!“

„Serr wohl, Herr Feldwebel!“

„Also, mein Lieber! Das werde ich dem Herrn Hauptmann melden und du kommst deine fünf Tage bei Wasser und Brot ins Loch — da kannst du keine Menage verkaufen. Und nun!“ wendet er sich an den andern, „mein lieber Herr Ignazius Huber, du Rammel-Huber, du hast den Hagelmeier, — den guten, dummen Sepp ang'stift, daß er dir seine Menage verkauft hat?“

„Entschuldigen, Herr Feldwebel!“ bemerkt der Nazi —

„Maul halten!“ brüllte ihn der strenge „Kreuzbauer“ an. „Maul halten! Mein Lieber, wenn du überhaupts mit mir reden willst, hast du dein Maul zu halten, verstanden!? So, und um a Schmalzlerglasl habt's ihr g'handelt? Wo ist der corpus relicti — wie der Herr Regiments-Auditor sagt — wo ist das Schmalzlerglasl?“

„Hier, Herr Feldwebel!“ damit überreicht der Huber das umstrittene Kleinod.

„Ah! Sehr schön! Das gefallt mir! Sehr schön! Aber erstens ist das Schnupfen eine — Schweinerei! Zweitens hat der Herr Hauptmann das Schmalzlerschnupfen aufs strengste verboten und drittens kostet das Schnupfen nur Geld, das der Soldat viel besser auf seine Propretät verwendet und darum, aus diesen Gründen — konfiszziere ich hiemit das zu Gerichtshanden gekommene corpus relicti — das quest.

Schmalzlerglasl!“ spricht der würdige Vorgesetzte, und steckt das Glasl ein.

Verblüfft schauen sich die beiden Krieger an.

„Wenn du, mein lieber Huber“, fährt der Feldwebel fort, „in vier oder fünf Jahren einmal beurlaubt wirst, kannst du das Glasl wieder bei mir abholen, wenn — du bis dahin noch nicht eingesehen hast, daß so ein schönes Schmalzlerglasl für einen



Herrn Feldwebel viel besser paßt, als für einen so — schlappohrigen Bauernrammel, wie du. Siehst dös ein, mein Lieber?“

„Serr wohl, Herr Feldwebel!“ antwortet der arme Teufel, denn was will er machen, wenn er vor den Chikanen seines Vorgesetzten gesichert sein will.

„So, dann — will ich überhaupts für diesesmal — Notabene für diesesmal, von einer Meldung an den Herrn Hauptmann Umgang nehmen; wenn jedoch das Geringste wieder vorkommt, dann sperre ich euch ein, daß euch die Rippen krachen, ihr Rammelsberger Hannacken! Verstanden?“ Mit

diesen trostreichen Aussichten für die Zukunft läßt der liebenswürdige Herr seine „Kinder" allein im Zimmer zurück.

Die beiden „Rammeln" schauen sich an: „Siehst es, da hast es! Ötzt hat der „Schmiertiegel" dös Schmalzlerglasl — „konfiszziert" und mir ham jetzt alle zwei an — Lohkäs!" fängt der Huber endlich zu reden an.

„Da bist bloß du schuld; hätt'st du mir dös Glasl glei geb'n, nachher wär's net zum Streit kommen; denn mir hat's g'hört, dös Glasl, weil du schon vorher meine Leberknödl auf Abschlag drauf gessen hast."

„Aber, Sepp, so dumm wirst du doch net sei und glaub'n, daß i dir dös Glasl um die Minasch und zwei „Spieß" geben hätt' — dös is seine fünf Gulden werth" —

„Meinetswegen, etzt is „Wurscht"; die zwei „Spieß" hab i doch noch, die mir der Herr Sergent geben hat, weil ich seiner „Alten" die Leberknödl noch ganz warm hinausbracht hab — o, — der linksabmarschierte Schlaumeier!"

„No, Sepp, wie hast denn dös g'macht, daß du die Knödl doch noch ganz warm nausbracht hast — den weiten Weg und bei der Kält'n?"

„O mei, o mei, lieber Nazi, du hast's Pulver a net erfunden, wenn du dir auch einbilden thust, daß du gar so g'scheid bist; gelt, dös war dir aber doch net eing'fall'n, wie man's macht, daß die Leberknödel — wannst zwei Stunden weit tragen hast — doch ganz warm auf den Tisch kommen, gelt, dös waßt du doch net, du gar G'scheider! Und der Herr Sergent ist auch a recht ein großes — Kam —"

„Was denn, mein Herr Hagelmeier, du Schnelläufer, was bin ich denn für ein großes Kam —? Sag's 'raus, was bin ich?"

Totenbleich stand der Sepp da und wagte die Augen nicht aufzuschlagen zu dem Sergenten Bärnbeißer, der von Beiden unbemerkt ins Zimmer getreten war.

„Sag', Sepp, was bin ich denn? Du hast g'sagt: ein recht ein großes Kam — also was?" Der Sepp schweigt. „So" — fährt der Sergent fort — „nun, mein verehrter Herr

Joseph Hagelmeier, Soldat der I. Schützen-Kompagnie des Königlich X. Infanterie-Regiments! Du — großer Schnelläufer vor dem Herrn! Jetzt will ich dir sagen, was du bist, mein lieber Josephus Damian, du bist ein großes, — ein sehr großes, nach K kommt L — ein ganz hervorragend großes — Lümple! Hast du's gehört, du bist ein großes — großes Lümple!" Der Sepp fährt mit einem Ruck in die Höhe und schaut dem Sergenten fest und drohend in die Augen. Der fährt fort: „Nur kalt, mein Lieber!" Dann legte er ihm die beiden Hände auf die Schulter: „Also, du bist tüchtig gelaufen, Hagelmeier, mit den Leberknödln?" — „Sehr wohl, Herr Sergent!" — „So — so! nun wart nur a bisserl — es kommt schon nach!" Der Sergent nickt dabei mehrmals mit dem Kopfe und seine Stimme klingt wie in der Ferne rollender Donner. Mit unheimlicher Ruhe spricht der Sergent weiter: „Dieser unverschämte Kerl, der will mir weismachen: er hätt' die Leberknödl eine halbe Stunde weit getragen, und noch ganz brühwarm auf den Tisch gebracht! Ja, mein Lieber, so dumm, wie du bist, bin ich schon lang! Du Schlaumeier, dich hab' ich schon längst durchschaut! O, du Gauner!" Seine Stimme schwillt immer mehr an: „Sagt dieser Kerl, er sei so g'laufen, daß er die Leberknödl noch dampfend überbracht hat, und inzwischen sagt mir die Hausfrau von meiner Braut, daß er erst bei ihr in der Küchen die Leberknödl hat wieder heiß machen lassen; darum san die Knödl so brühwarm g'wesen, weil dös Lümple sie hat vorher wieder — aufwärmen lassen! Du Pazi!"

Der Sergent ist in fürchterlicher Wut; über das Gesicht des Sepp gleitet jedoch — trotz der unangenehmen Situation, in der er sich befindet — blitzschnell ein spöttisches Lächeln, er freut sich innerlich, weil er den Sergenten „doch vorher ordentlich ausg'schmiert hat"!

„Hat Er etwas darauf zu erwidern?" fragt der Sergent.

„Nein, Herr Sergent!" erwidert vorschriftsmäßig der Gefragte.

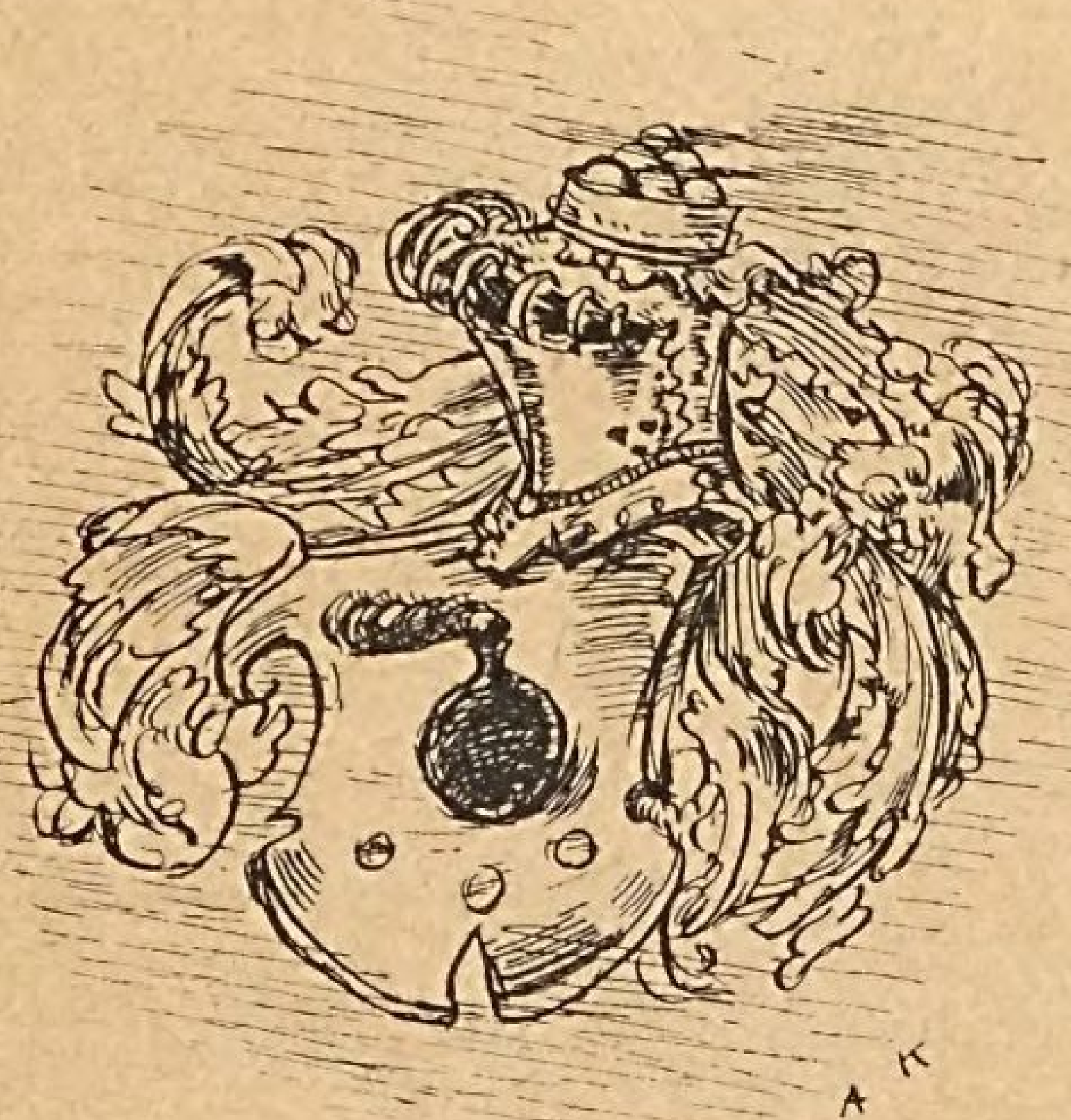
„Also! Du — du — Planist! Weil du mich in so frecher, hinterlistiger Weise getäuscht und betrogen hast, giebst du mir auf der Stelle die zwei „Sechser" wieder, die ich dir für dein schnelles Laufen geb'n hab'. Heraus mit dem Gelde! Marsch, marsch, meine zwei Sechser her!" ruft der Herr Bärnbeißer, und schaut den Sepp an, als ob er ihn verschlingen wolle.

Was will der „Schnelläufer" machen; der Vorgesetzte befiehlt; er ist diesmal im Unrecht, darum übergiebt er mit wehmütigen Blicken seinen sauer verdienten Botenlohn. — „O, wenn ich mir nur vorher glei' zwei Maß Bier g'kauft hätt'!"

„So, du Schlauzeps! Das nächstemal führst du einen andern an, aber mich nimmer, du Grand-Lümple!" spricht der Sergent, indem er das Zimmer verläßt.

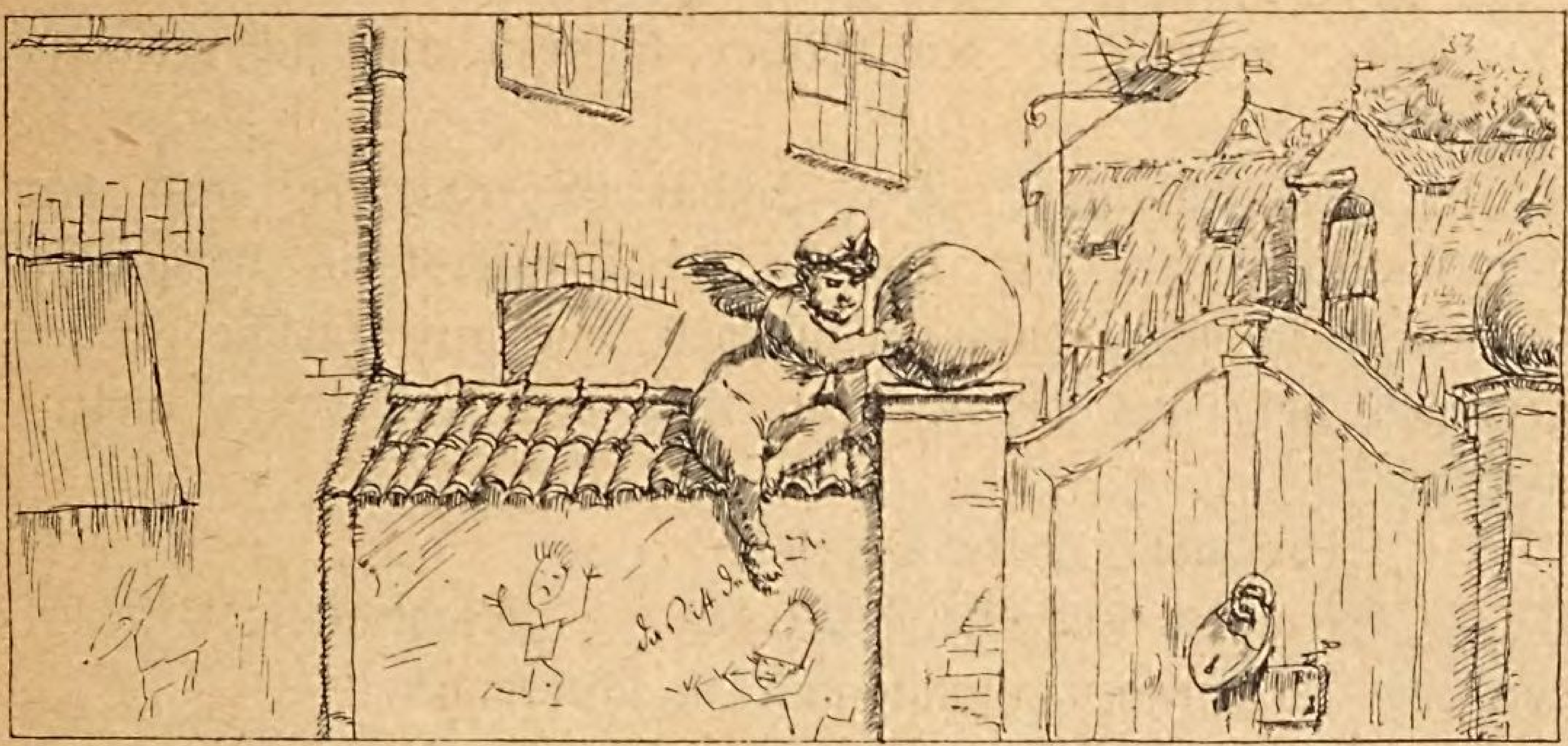
Der Huber schaut den Sepp an und — lacht; der aber fängt beinahe zu heulen an: „Was hab' i jetzt bei der ganzen G'schicht profitiert? Mei' Minasch hast du g'gessen — dös Schmalzlerglasl hat der Feldwebel konfiszziert — und a ordentliche Ohrfeig'n hab' i auch noch extra kriegt — ich bin g'laufen wie ein Jagdhund wegen der zwei „Spieß" und die hat mir der Sergent jetzt auch wieder abgenommen — Donnerkeil! Und — an Hunger hab ich; — meine Leberknödel —"

„Ja, Sepp — die Leberknödl war'n sehr gut", bemerkt der Huber-Nazi, indem er das — Feld räumt, denn der Sepp hat ein Putzbrett ergriffen, um den „Räuber seiner — Knödl" niederzuschlagen.



V.

Aussteigen.



Melde dem Herrn Oberst gehorsamst, daß der Soldat Michael Gegenfurtner der 4. Kompagnie heute Nacht aus der Kaserne ausgestiegen und erst früh 6 Uhr wieder einpassiert ist!" rapportierte der Regiments-Adjutant seinem Kommandanten.

„Millionenschockschwerenot, blitzsakr....."

„Entschuldigen! Herr Oberst haben das Fluchen durch Regimentsbefehl vom 17. März dieses Jahres auf das Strengste verboten und —"

„Kieselfeuersteindonnerwetter! Herr Adjutant, ich fluche aber doch nicht! Ich fluche niemals, Herr Adjutant, merken Sie sich dies gefälligst!"

Der Herr Adjutant schaut seinen hohen Vorgesetzten lächelnd an und der fährt fort:

„Allerdings könnte man da beinahe zu fluchen anfangen! Ist der Gegenfurtner, dieser Grand-Lump, schon wieder ausgestiegen! Ja, ich bitte Sie, bester Adjutant, um 10000 Pfund Ste—arinkerzen, wie ist das doch nur möglich? Es stehen doch überall Nachtposten! Wie hat es denn der Kerl nur angefangen?"

„Das weiß ich auch nicht, Herr Oberst; es wäre wohl das Beste, man ließe den Mann kommen und sich erklären, wie —"

„Herr Adjutant! Der Soldat Gegenfurtner wird mir heute mittags auf der Parade im Offizierskreis vorgestellt, da werde ich schon dahinter kommen, wie der Bursche es angefangen hat, aus der Kaserne trotz der Nachtposten auszusteigen!"

„Sehr wohl, Herr Oberst!"

„Strafliste und Grundliste des — „Nachtfalters" ist mir von dem betreffenden Hauptmann zu überreichen!"

„Sehr wohl, Herr Oberst!" antwortet der Adjutant und notiert sich die Befehle.

„Wissen's, Herr Adjutant, wenn ich diesen — Hannacken jetzt mir vorstellen ließe, könnte ich zu hitzig werden; ich bin etwas hitzig, leicht aufbrausend, aber gleich wieder gut, nicht wahr, Herr Adjutant? (Der Adjutant verbeugt sich lächelnd, — er kennt die „Hitze" des Herrn Obersten sehr aus eigener Erfahrung.) „Und sehen Sie, mein Bester, um meine aufbrausende Heftigkeit zu bezähmen, habe ich mir — eigene Erfindung! werde Patent darauf nehmen! — hier in meinem Uniformsrock die linke hintere Tasche mit starkem Hirschleder füttern lassen! Sehen Sie?" Der Oberst kehrt sich um, stülpt seine linke hintere Rocktasche heraus und zeigt dem Adjutanten diese Tasche, welche wirklich von starkem Wildleder ist.

Verwundert betrachtet der Adjutant diese Wildledertasche, sodann den Herrn Obersten; er kann sich aber nicht zusammenreimen, warum diese Einrichtung getroffen wurde.

„Nicht war, sehr praktisch? ja, mein lieber Adjutant, praktisch sein — ist die Hauptsache im Leben. „Grau ist alle Theorie! wie Schiller sagt!" — „Goethe!" wendete bescheiden der Gehilfe des Regimentsgewaltigen ein. „Ja, freilich — Goethe — habe mich nur versprochen; also, „um wieder auf besagten Hammel zu kommen" — sehr praktisch, diese Tasche — außerordentlich praktisch!"

„Verzeihen, Herr Oberst, aber ich verstehe wirklich nicht, warum —?“

„Ah, so, ja, natürlich — versteht sich, das muß ich Ihnen erklären! Also, mein Verehrtester, wenn ich mich so über einen recht strackhaarigen Bauernrammel oder — über sonst Jemanden wütend ärgere, so daß ich ihn am liebsten erwürgen oder doch wenigstens bei den Ohren nehmen und ordentlich „beuteln“ möchte, dann besinne ich mich, denke: „Das schickt sich nicht für einen Obersten, sei vernünftig!“ — fahre hierauf mit der rechten Hand in meine linke hintere Rocktasche, ergreife das Wildleder — „beutle“ es ordentlich zwischen den Fingern hin und her und — bilde mir ein, jetzt hab' ich den Kerl einmal bei den „Ohrwascheln“ und beutle ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht! So! — So!“ (dabei führt der Oberst alle von ihm erklärten Bewegungen getreulich aus) „und dann ist — mein Grimm vorüber!“

„Sehr gut! Ausgezeichnet! lacht der Adjutant. — „Herr Oberst könnten sich hierauf allerdings ein Patent nehmen — auf diesen Blitzableiter in der Rocktasche!“

„Schaffen Sie sich auch einen an, mein lieber Adjutant! — ist sehr praktisch!“ — „Und wäre mir manchmal sehr von nöten“ — denkt der Adjutant bei sich, sagt aber nichts, und Gedanken sind, Gott sei Dank! — auch beim Militär zoll- und straffrei.

Mittags ist die Parade im Kasernenhof aufgestellt. Die Wachen werden visitiert und marschieren ab. Der Offizierskreis formiert sich um seinen Obersten. „Soldat Gegenfurtner der 4. Kompagnie ist dem Herrn Obersten auf Befehl vorzustellen!“ meldet dienstlich der Hauptmann v. Schmiergel, der Kommandant dieser Kompagnie, und überreicht gleichzeitig Strafbogen — Strafbücher gab es damals nicht — und die Grundliste — zu deutsch: Conduite-Liste des Gegenfurtner. In dieser stehen außer den Personalien desselben auch im „Leumund“ die Charaktereigenschaften des jungen Kriegers. Der Oberst liest: „Propre, gewandt in den Waffenübungen, Schütze I. Klasse,

Turner III. Klasse. Hat Neigung zum Trunke. Thut nicht mehr, als er muß" u. s. w. „Thut nicht mehr, als er muß!" wiederholt der Oberst. „Wäre aber auch ein Esel, wenn er mehr thäte, als er muß, Herr Hauptmann; niemand, und zumal beim Militär, thut mehr, als er muß, mein Herr Hauptmann v. Schmiergel; ich thue auch nicht mehr als ich muß, und Sie wahrscheinlich auch selber nicht. Es genügt, wenn jeder das thut, was er muß." Der Oberst entfaltet sodann den Strafbogen. Bogen an Bogen, Kanzleiformat, sind aneinander geklebt. Der Bogen ist sicher zwei Meter lang. „Brav, recht brav!" murmelt ironisch der Oberst. In der Rubrik III: Kompagniestrafen, ist eine ganze Reihe kleiner Sünden verzeichnet, die der Herr Gegenfurtner sich zu Schulden kommen ließ, meistens aber Ausbleiben über den Zapfenstreich, Aussteigen aus der Kaserne bei Nacht, außerdienstliche Trunkenheit ꝛc. — Schlechtigkeiten stehen aber hier keine aufgeschrieben. „Aus diesem Strafbogen kann sich der brave Michel gleich eine neue Montur anfertigen lassen, wenn er ihn blau färben läßt", bemerkt der gestrenge Herr Kommandant, flüchtig lesend. „Gegenfurtner!" ruft der Oberst hierauf, und der Gerufene, der seitwärts unter Aufsicht eines Unteroffiziers auf diesen Moment gewartet hat, tritt stramm und keck in den Kreis der Offiziere und stellt sich — vollkommen ordonnanzmäßig adjustiert — vor seinem Obersten auf.

Der Oberst mustert mit finsterem Blick den vor ihm stehenden Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle; er bohrt ihn mit seinen „Salzbüchseln" — so hießen die Augen im Soldatenmund — durch und durch, doch der Gegenfurtner hält dieses „Fixieren" ruhig aus und in seinem Auge ist auch nicht eine Spur von Furcht oder Verlegenheit zu entdecken. Er war ein hübscher Bursche mit schwarzgelocktem Haar, der Gegenfurtner, das mußte ihm selbst der Neid lassen; die hellblaue „Montur", eng anliegend, mit den grünen Schützenabzeichen stand ihm vortrefflich, das braune Auge blitzte so kühn und sorglos und dazu hatte er den Schnurrbart so „fesch" und herausfordernd auf-

gewichst, als wollte er sagen: „Was kost't die Welt?" und „alle Madln g'hör'n mei!"

„Soldat Gegenfurtner, Er ist heute Nacht aus der Kaserne ausgestiegen!" beginnt der Oberst mit dumpfgrollender Stimme — „und bis früh 6 Uhr ausgeblieben! Was hat Er darauf zu erwidern?"

Es war Anno dazumal noch die schöne Vorschrift und Gepflogenheit, daß die „Gemeinen" per „Er" angeredet wurden und erst vom Unteroffizier (Korporal) aufwärts war die Anrede „Sie". Gewöhnlich sprachen jedoch die Vorgesetzten die „Leute" mit dem gemütlicheren „Du" an — aber nicht gegenseitig —; nur im Dienste und zwar, wenn der Vorgesetzte „harb oder wild" war, wurden die Soldaten „ge-Er-zt" und dann konnte der Betreffende hieraus entnehmen, daß ihm etwas Unangenehmes bevorstand.

„Was hat Er darauf zu erwidern?" fragt der Oberst noch einmal. „Au weh! Er hat er g'sagt; jetzt raucht's", denkt sich der Gegenfurtner Michel, „dösmal bin ich g'frorn" (verloren). Ein mutiges Soldatenherz verliert jedoch die Courage so schnell nicht — „nur Mut! es wird schon schief gehen!" heißt ein altes Sprüchwort — darum antwortet der Michel kurz und schneidig:

„Serr wohl! Herr Oberst! ich bin mit meinen Schatz in den „Adler" zum Tanz gange; ich hab' ihr's auf mein heilig's Ehrenwort versprochen g'habt, daß ich sie heut Nacht zum Tanzen führ'n thu'"!

„So so" — sagt der Oberst — „sein Wort muß man zwar halten, aber in diesem Falle hätte Er eben sein Ehrenwort nicht geben sollen — und bis früh 6 Uhr hat Er getanzt?" — „Serr wohl, Herr Oberst!" erwidert der Krieger und schaut so frisch aus, als ob er die ganze Nacht ruhig auf seinen „Jakobi-Federn" geschlafen hätte".

„Merkwürdig", denkt sich der Oberst — „sehr merkwürdig! Jetzt hat der Kerl täglich 7 Kreuzer Löhnung und — kann tanzen; ich bin Oberst, hab' jährlich 2500 Gulden

und kann nicht tanzen! Merkwürdig!" — „Gegenfurtner! Wie hat Er es gemacht, daß Er aus der Kaserne aussteigen konnte, obwohl ich doch überall Nachtposten aufstellen ließ?"

„O, Herr Oberst, dös is ganz leicht gange; i bin scho so und so oftmal ausg'stieg'n, und nix is aufikomma, und heut, wenn der Herr „Kreuzbauer" — wollt sag'n der Herr Feldwebel net mei Bett nachvisitiert hätt', wär' i dösmal a wieder net derwischt word'n!"

„Herr Oberst verzeihen!" fällt hier der Hauptmann v. Schmiergel dem „Delinquenten" ins Wort — „der Gegenfurtner hat nämlich seine zweite Montur mit Stroh ausgestopft, diese Puppe in sein Bett gelegt und mit der Decke zugedeckt, sodann hat er seinen Helm ebenfalls oben unter die Decke gesteckt, so daß nur der Helmschweif — „die Raupe" hervorsah". — „Ja, der Raupenhelm ist praktisch, meine Herren! Ich sag's ja immer", unterbricht der Oberst. — Der Hauptmann fährt fort: „Bei nur oberflächlicher Nachsicht konnte man wirklich meinen, daß ein Mensch im Bett liege, und besonders, weil der Gegenfurtner schwarze Haare hat, konnte man die Raupe leicht für seinen Krauskopf halten; aber mein Feldwebel, der ist ein alter „Vokativus", der kennt alle Schlich, und so hat er halt gefunden, daß der Herr Gegenfurtner ausgestiegen ist".

„Nicht schlecht!" entschlüpft unwillkürlich dem Obersten, und sein Auge gleitet schon wohlwollender über den „Schlaumeier" hin; auch durch die Reihen der Offiziere geht ein leises Lächeln! Der Michel schmunzelt vergnüglich! „Also, Gegenfurtner, wie hast du es gemacht? Wie bist du aus der Kaserne ausgestiegen?" „Aha, jetzt geht's scho per Du", denkt der Michel, „ötzt wird er gemütlich!" „Herr Oberst, ich bin dort droben im III. Stock —" „Halt, mein Lieber! es ist am einfachsten, du machst mir die Sache einmal praktisch vor — Praxis ist die Hauptsache im Leben. Also, ich befehle dir, daß du es mir jetzt gerade so, ganz genau so vormachst und genau so verfährst, wie du es immer thust, wenn du nachts aussteigst, wie du es heute Nacht und — wohl schon öfter gethan hast!"

„Serr wohl, Herr Oberst!“ ist die prompte Gegenrede. Der Michel macht sein Honneur, sodann vorschriftsmäßig „Kehrt euch“! schreitet aus dem Offizierskreis auf die Kaserne zu und verschwindet im Innern.



Der Offizierskreis hat sich geöffnet; der Oberst und seine Offiziere harren gespannt „der Dinge, die da kommen sollen“.

Nach einigen Minuten erscheint droben an einem Fenster des III. Stockes der Gegenfurtner, steigt zum Fenster hinaus, hält sich mit den Händen am Fensterkreuz fest, schwingt sich seitwärts und sucht mit den Füßen den nebenan laufenden Blitz-ableiter-Draht zu umfassen. „Halsbrecherische Geschichte das!“

bemerkt der Oberst zu seinem Adjutanten. „Was thut man nicht aus Liebe zum schöneren Geschlecht", seufzt dieser, denn er ist wieder einmal — zum wievielten Male? — in irgend eine Donna sterblich verliebt!

Inzwischen ist es dem „Aussteiger" geglückt, den Blitzableiter zu gewinnen, daran ruscht er gewandt, wie ein „Eichkatzl", herunter und hat den Boden erreicht. Vorher hat er die Stiefel ausgezogen, zusammen gebunden und um den Hals gehängt. Er geht nun „barfuß", scheinbar die ihn beobachtenden Offiziere gar nicht sehend, mit behenden Schritten weiter über den Hof auf das Kasernthor zu, läßt aber das offenstehende Kasernenthor unbeachtet und klettert neben dem Thore — wie ein Marder — an der Umfassungsmauer empor, schwingt sich auf dieselbe, springt jenseits ab und ist — verschwunden.

„Dummer Kerl!" sagt der Oberst, der jeder Bewegung des Soldaten gefolgt ist — „hätte ja doch durch das offene Thor hinausgehen können, wäre einfacher gewesen!" „Das Thor ist aber bei Nacht geschlossen und der Herr Oberst haben ihm befohlen, die ganze Geschichte ganz genau so zu machen, wie er es thut, wenn er Nachts aussteigt!" — „Allerdings! Dann hat der Gegenfurtner ja ganz nach meinem Befehle gehandelt!" — „So, also so hat's der Kerl gemacht, wenn er aussteigt; da helfen freilich alle Nachtposten nichts, die da hinten, hinter der Kaserne, aufgestellt sind, wenn der Bursche vorne beim Thor aussteigt: muß also dementsprechend eine andere Postenaufstellung stattfinden, Herr Adjutant!" Uebrigens der „Rammelsberger" Michel — der Gegenfurtner gefällt mir! Er hat Courage! Er ist sehr gewandt im Klettern! Und den, mein lieber Herr Hauptmann von Schmiergel, den qualifizieren Sie als Turner III. Klasse. Merkwürdig! Möchte dann einmal Ihre Turner I. Klasse sehen! Mein lieber Hauptmann, Sie scheinen Ihre Leute nicht genügend zu kennen, beziehungsweise sehr oberflächlich zu beurteilen! Werde ich an entsprechender Stelle hervorheben; bitte, erinnern Sie mich einmal daran, Herr Adjutant!"

„Der hat seinen Landler!“ flüstert halblaut ein Lieutenant einem andern zu. „Das war ein Ordonnanzmarsch, den da der Oberst geblasen hat!“

„Aber, wo bleibt denn der Gegenfurtner?“ fragt der Oberst. „Was, der Kerl läßt mich warten! Donnerw . . . ! — er hat es mir gezeigt, wie er es gemacht hat, aber nun soll er auch hier wieder vor mir antreten!“

Der Oberst wartet wieder einige Minuten; der Michel ist noch nicht wieder in den Offizierskreis zurückgekehrt. Der Regimentskommandant ist sehr ungeduldig. „Herr Adjutant! Schicken Sie einmal einen Unteroffizier nach dem Kerl; soll sofort wieder hier sich melden!“

Ein Unteroffizier stürzt fort, um den Gegenfurtner zurückzurufen, doch weder der Michel noch der Korporal kehren zurück; der Oberst ist bereits „sehr wild!“

„Millionen! Millionendonn . . . .!“ hebt er halblaut zu fluchen an und tritt mit dem Fuße heftig auf den Boden, als wenn er den Takt zu irgend einer Melodie schlagen wollte. — Wieder sind einige Minuten verstrichen.

„Noch ein Unteroffizier nach!“ schreit der Oberst; gleich zwei Korporäle wirbeln wie der Wind zum Kasernenthore hinaus, ihren vorausgeeilten Kameraden und den Gegenfurtner herbeizuholen. Der Oberst stößt heftig mit dem Säbel auf die Erde.

Es vergeht eine ziemlich lange Zeit; der Oberst ist jetzt „fuchsteufelswild“; endlich stürmen die drei Unteroffiziere wieder zum Kasernenthore herein, eilen auf ihren Obersten zu und melden, noch im Laufen, stoßweiße: „Herr Oberst! — der Gegenfurtner ist nicht mehr — draußen auf der Straße — zu sehen; wir sind im ganzen Viertel herumgelaufen — der Gegenfurtner ist fort — wir konnten ihn nirgends finden!“

„Potz Millionenschockgranatenbombenelementen!“ fährt der Oberst auf — „Millionen-Elementen“ — „Herr Oberst, Regimentsbefehl vom 17. März“, raunt ihm halblaut der Adjutant zu. „Fluchen verboten!“

„Ahem, hem: Feuer, Wasser, Luft und Erde“ knurrt der Oberst. — „Sie haben Recht, Herr Adjutant — nun der Bursche wird wohl noch vorher irgendwo eine Maß Bier trinken, bevor ich ihn vierzehn Tage bei Wasser und Brod einsperren lasse — aber ich, als Oberst, warte jetzt nicht länger auf den verflixten — Burschen! Herr Adjutant, wenn er zurückkommt, sofort in Detentions-Arrest! Das andere werde ich dann weiter verfügen! — Guten Morgen, meine Herren!“ entläßt der Oberst die Offiziere. „Die Parade ist zu Ende!“

Am nächsten Morgen erscheint der Oberst wieder zum Frührapport in seinem Dienstzimmer in der Kaserne. — „Nun?“ fragt er sofort beim Eintreten den Adjutanten, „nun, was ist mit dem — Hallunken, mit dem Gegenfurtner, diesem „Früchtl?“ — „Melde dem Herrn Obersten gehorsamst, daß der Soldat Michael Gegenfurtner der 4. Kompagnie heute früh 6 Uhr wieder in der Kaserne einpassiert ist!“ — „Tausendsiedig ꝛc.! Dieser Millionenkerl! Lassen Sie mir einmal diesen impertinenten Flegel auf der Stelle vorführen!“

Der Befehl des Obersten wird vollzogen; keck, propre, den Schnurrbart „fesch“ aufgewichst, tritt der Michel ins Rapportzimmer, salutiert und stellt sich vor seinem Obersten in strammster Haltung auf; keine Wimper zuckt, furchtlos hält er den wütenden Blick des hohen Vorgesetzten aus; dieser ist krebsrot im Gesicht, der Michel dagegen kalt, wie ein Mann, der treu seine Pflicht gethan. „Kerrell! Unverschämter Malefizkerrell! Wie kann Er sich erfrechen, auf solche Weise seinen Obersten zu verhöhnen, zu verspotten, Er, Er —“ „Entschuldigen, der Herr Oberst haben mir ja befohlen.“ „Will Er ruhig sein, Er vermaled .... Frechiö! — kein Wort weiter oder ich vergreife mich an Ihm — eine solche Frechheit ist mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ „Herr Oberst!“ — „Schweigen! Geht der grasgrüne Grasteufel unter meinen Angen aus der Kaserne fort, läßt mich — seinen Obersten — im Kasernenhofe warten, und dieser dreifach strafbare Himmelssappermenter kehrt erst am andern Tage früh um

6 Uhr in die Kaserne zurück! Du — du, Seehund, ich vergreife mich an dir, ich reiße dir die Ohren herunter, du Hajduk" — schreit der Oberst — schäumend vor Wut und fährt wirklich mit beiden Händen nach den Ohren seines braven Gegenfurtner. — „Herr Oberst! Ohrwaschel-Blitzableiter!" ruft ihm plötzlich der Adjutant, im Kommandotone, mahnend zu.



Der Oberst stutzt, tritt einen Schritt zurück und vergräbt seine rechte Hand in seine linke hintere Rocktasche, wobei er diese eifrig reibt, knetet und kräftig hin und her schüttelt. „So, jetzt hab' ich dich bei den Ohren, du ganz erbärmlicher Mensch, warte, dir komm ich, du infamer Windhund!" knurrt er dabei, immer noch mit seiner Tasche beschäftigt. — „Ah, Ah!" atmet er nach einiger Zeit auf, „so, jetzt bin ich wieder ganz ruhig, den —

hab' ich aber einmal ordentlich gebeutelt! Ich danke Ihnen, Herr Adjutant!" Er holt einigemal tief Atem. Vollkommen ruhig, mit sanfter Stimme, wendet er sich sodann wieder an den Michel, der vollständig resigniert, nur mit Verwunderung das Gebahren des Obersten beobachtet hatte — „nun sage mir einmal selber, Gegenfurtner, findest du es nicht auch höchst respektwidrig und unverzeihlich, daß du mich im Kasernenhofe warten ließest und dann wieder bis früh 6 Uhr ausgeblieben bist? Antworte mir, mein Lieber".

„Entschuldigen, Herr Oberst haben mir ja selbst befohlen, ich soll es ganz genau so machen, wie ich immer thu', wenn ich aussteige; das hab' i auch than" — „Aber dann?" fällt ihm der Oberst ins Wort. — „Dann, wann i ausg'stieg'n bin, bleib i immer bis früh 6 Uhr außer der Kaserne und drum hab' i's genau grad so g'macht und bin — halt auch wieder bis früh um 6 Uhr ausgeblieben!"

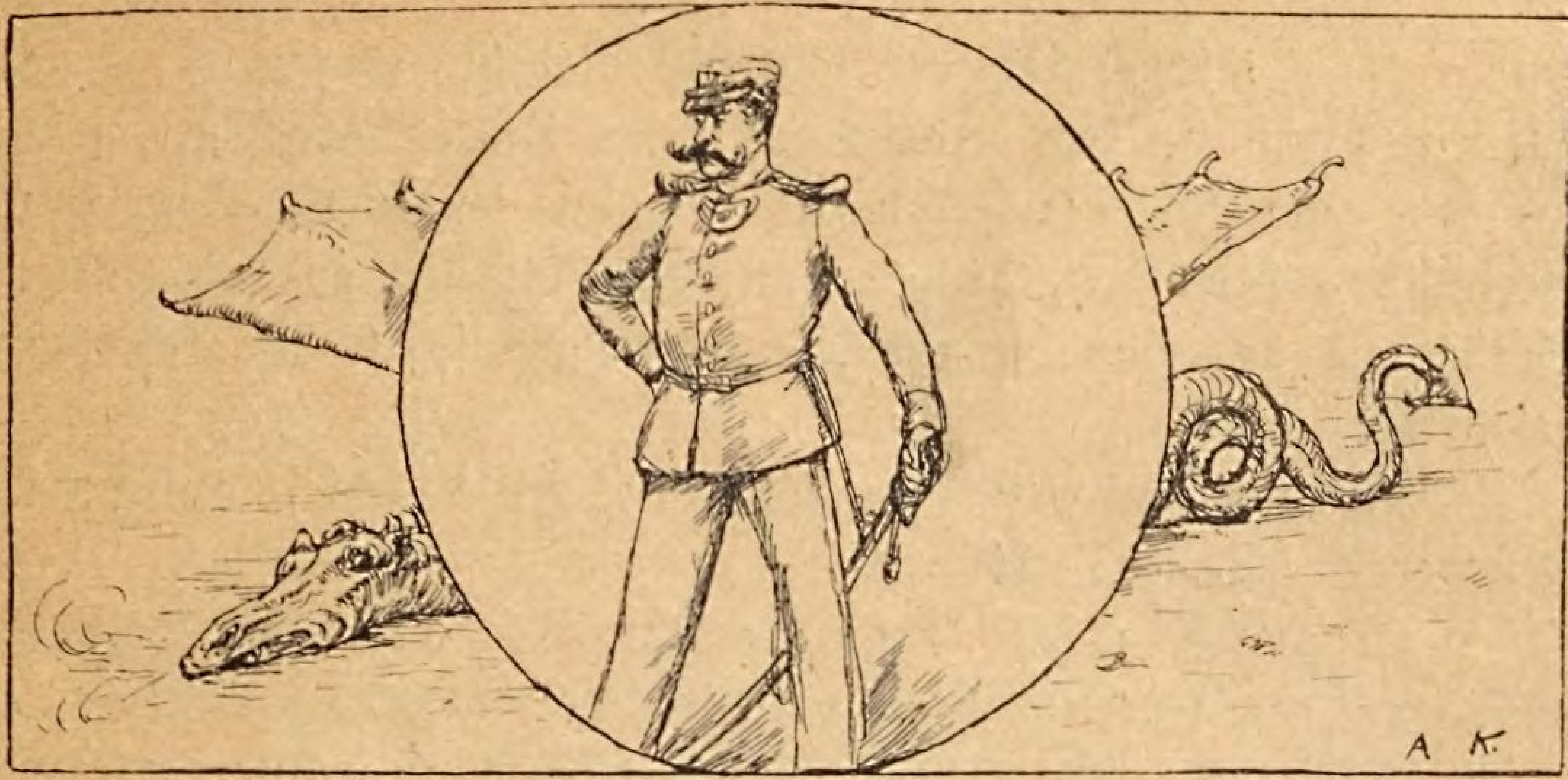
„Donnerwetter! Richtig! O, Gegenfurtner, Gegenfurtner! Du bist ein großer Schlaumeier! Aber, du hast Recht; du hast meinen Befehl nur zu wörtlich vollzogen! Für dieses Mal will ich von einer Strafe absehen — ich will dich pardonnieren; aber, mein lieber Michel, wenn du jetzt wieder einmal aussteigst und dabei „derwischt" wirst, lasse ich dich — darauf gebe ich dir mein Ehrenwort — bei Wasser und Brod einsperren, daß dir die Rippen krachen und du die Engel im Himmel pfeifen hörst. Weggetreten! Marsch!"

Stramm macht der Gegenfurtner „Kehrt" und marschiert hinaus!

Lächelnd schaut ihm der Oberst nach. „Ein Malefizkerl! Der steigt doch bald wieder aus. Thäte mir aber wirklich leid, wenn ihn sein Kreuzbauer dabei „derwischen" thät, dann wird er aber ohne Gnade eingesperrt, denn sein Wort muß man halten!"

VI.

Der Kompagnie-Tyrann.



„Wenn ich meinen Sarras zieh',
Zittert meine Kompagnie!"

pflegte der Hauptmann Johann Nepomuk Seidenader mit stolzem Selbstbewußtsein zu sagen und er hatte Recht, vollkommen Recht, denn, wenn der große, stattliche Mann mit dem kohlraben-pechschwarzen ungeheuren Schnurrbart, mit funkelnden ditto schwarzen Augen und dem bedeutenden „Schmiß" über die Nase und Wange vor der Front seiner Kompagnie stand und dieselbe mit seinen „Salzbüchseln"* bis auf den Grund der Seele musterte, wenn er dazu mit Donnerstimme kommandierte und — schrie, daß die Fenster in der Kaserne zitterten, dann war die Brust manches tapferen Kriegers wie zusammengeschnürt — „und die Blicke kriechen erdenwärts — an der Rippe pocht der Männer Herz" — wie Schiller so schön — das „Kanonenfieber" schildert.

„Feldwebel!" rief dann der Gestrenge und dieser eilte dienstbeflissen vor die Front zu seinem Kompagnie-Kommandanten.

„Feldwebel! Notieren Sie! Der Feldwebel hatte schon die dickleibige „Kreuzbauern"-Brieftasche aus dem Busen

* „Salzbüchseln" — Soldaten-Ausdruck für die Augen.

gezogen, — beim Exerzieren wurde sie nämlich damals vorne auf der Brust in dem etwas geöffneten Uniformsrock getragen — das Gewehr, die Feldwebels waren jenesmal gleich der Mannschaft bewaffnet, hing er mit dem Riemen an den linken Vorderarm und stand nun da, des Befehles seines Vorgesetzten gewärtig.

„Soldat Huber! Du hast den Helm schief aufsitzen! Feldwebel! Drei Tag!"

„Soldat Mayer! Das Gewehr steht nicht vorschriftsmäßig mit dem Kolben am rechten Fuß! Feldwebel! Drei Tag!"

„O je, der Förderreuther, der hat den Tornister wieder droben hängen wie ein Trödler und die schlechte Putzerei! Feldwebel! Fünf Tag — ohne — ohne — mit", was „bei Wasser und Brod" bedeutete und so ging es mit gefälliger Nettigkeit weiter, bis der Feldwebel seine „Stücke zehn Delenquenten" in der Brieftasche notiert hatte, dann erst begann das Exerzieren mit „zergliederten Handgriffen."

„Nach Kommando: „Hoch's G'wehrrrr 1 — 2 — 3! Wart, Hannesla! der Kaltner ist's gewesen — der ist beim dritten Griff zu spät gekommen! Feldwebel 3 Tag!" und noch mancher dergleichen Strafbefehl wird vom Feldwebel notiert.

„Beim Fuß 's G'wehrrrr 1 — 2!" Kruzitürken! Aushalten nach dem ersten Griffe! Donnerwetter, sind das miserable Handgriffe! O, du lieber Himmel, daß gerade mich unser Herrgott zu einem Hauptmann bei der Kompagnie gemacht hat! O, du lieber himmlischer Vater, ich könnt' jetzt so schön daheim sitzen; meine Frau brächt' mir den Kaffee, mein großer Bub', der Karla, der brächt' mir den Fidibus zu meiner langen Pfeifen und der kleine, der Fritzla, der setzt' sich auf mein Knie, streichelt' mich und sagt': „aber, Papa, warum bist du denn so schlecht aufg'legt, so mürrisch — warum? Warum — sag' ich — weil ich mich mit den — Sakraments-Rammeln bei meiner Kompagnie so elendiglich ärgern muß, weil's keine größere — Schwefelbande — die Herren Offiziere sind selbstverständlich ausgenommen! — im ganzen Königreich

geben kann, als die — Seehunde bei meiner Kompagnie — aber, wart't ihr, Hannacken, euch will ich das Lederzeug anstreichen; ich lass' euch exerzieren, bis ihr schwarz werdet, ihr Millionen —! „Schultert's G'wehrrrr 1 — 2! wie der Teufel muß die Hand auf's Kommando 2 wegfliegen! Ich komme euch! „Geruht" wird nicht und wenn ihr umfallt, ihr faulen Rammelsberger!"

Unter diesen und ähnlichen liebenswürdigen Anreden von seiten des Herrn Hauptmanns gingen die Exerzier-Stunden von 2—4 Uhr nachmittags glücklich vorüber und endlich erscholl das Kommando: „Auseinander! Marsch!" worauf die Krieger wie ein tollgewordener Bienenschwarm in die Kaserne stürzten.

Die Offiziere haben sich schleunigst gedrückt, um mit ihrem liebenswürdigen Chef — auf den alle einen „Schleim" haben — nicht in die Stadt gehen zu müssen und dieser steht nun noch allein mit seinem „getreuen Eckart" — dem Kreuzbauern, im Kasernhofe.

Der Letztere wartet noch auf etwaige weitere Befehle; droben, hinter den Kasernen-Fenstern, „spitzen" die Leute vorsichtig herunter, ob der „Alte" noch nicht gegangen ist, denn solange er noch im Kasern-Rayon weilt, ist niemand sicher, daß er nicht auch noch „ins Loch sausen", d. h. eingesperrt würde.

„Ja, Feldwebel, es ist gut!" spricht endlich der Kompagnie-Tyrann, womit der Feldwebel entlassen ist; er macht deshalb Honneur, „Kehrt euch!" und will von dannen schreiten. „Halt, Feldwebel! da fällt mir soeben noch etwas ein!" Der Feldwebel steht wieder in dienstlicher Haltung vor seinem Hauptmann und der fährt fort: „Feldwebel! Notieren Sie! Bestraft wird der Soldat Johann Schmidt wegen — wegen — ja, weßwegen?"

„Wegen?" fragt der Feldwebel bescheiden auch.

„Ja, wie sagt man doch gleich, Feldwebel? Also, es war so: ich gehe gestern auf der Straße in der Nähe des neuen Schlosses; da geht vor mir ein Soldat; ich denke es ist

der Soldat Johann Schmidt von meiner Kompagnie und rufe: „Schmidt!" Der Kerl hört nicht; ich rufe nochmals lauter: „Schmidt!" Der Kerl hört wieder nicht; ich gehe rascher, komme ihm nach und — wie ich ihn genauer betrachte, sehe ich, daß es der Soldat Schmidt von **meiner** Kompagnie gar nicht ist, sondern ein Soldat von — **einer andern Kompagnie.** Aber, Feldwebel, weil der Hannak, der Schmidt, nicht hört, wenn ihn sein Kompagnie-Kommando auf der Straße anruft, sperren wir ihn halt drei Tage ein!" — „Serr wohl, Herr Hauptmann!" erwidert der pflichttreue Unteroffizier. — „So, Feldwebel, morgen früh 8 Uhr komme ich wieder in die Kaserne! Gut'n Abend, Feldwebel!"

Und der arme Soldat Schmidt, der sich gerade fertig zum Ausgehen — zu seinem Schatz — gemacht hat, erhält die freudige Kunde durch den Herrn Feldwebel, daß er drei Tage eingesperrt wird — wegen Nichthörens beim Anrufen seines Herrn Hauptmanns im Wiederholungsfalle, bei gänzlicher Abwesenheit auf der Straße!"

Nachdem der treubesorgte „Vater seiner Kompagnie", der Hauptmann, auf diese Weise seiner Dienstpflicht Genüge geleistet, wandelt er heim zu seiner Laren, in den Schatten sanfter Häuslichkeit. Stattlich und aufrecht, wie es sich für einen Kriegsmann ziemt, schritt er dahin, doch je näher er seiner Wohnung — am obern Markte — kam, desto langsamer wurde sein Schritt, destoweniger selbstbewußt sein Auftreten und mit fast ängstlichen Blicken schielte er hinauf zu den Fenstern seiner Wohnung.

Nachdem er in das Haus eingetreten war und die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, würde niemand mehr in diesem, mit möglichst leisen Schritten die Treppe hinansteigenden Mann, welcher den Säbel ängstlich an sich drückt, damit er nicht klirrt, — niemand würde den stattlichen energischen Hauptmann wieder erkannt haben, vor dem draußen in der Kaserne 100 Krieger bebten und zitterten. Er war daheim — er hatte die Maske

abgeworfen; der Kompagnie-Tyrann blieb draußen, hier war er nur — Gatte und Vater.

Aber nicht, wie er es beim Exerzieren so idyllisch seinen Soldaten geschildert hatte, kein solch' freundlicher Empfang mit Kaffee und dem fröhlichen Knaben-Geplauder erwartete ihn.



Die zwei Buben waren nicht zu Hause; die Frau Hauptmann saß strickend am Fenster und erwiderte seinen schüchtern-freundlichen Abendgruß nur mit einem „Brummen“, das unverständlich blieb, und ließ über ihren Ehegatten einen sehr wenig liebevollen Blick hingleiten, sodann schaute sie nach der Uhr. „Es ist gleich 5 Uhr — du hast bis 4 Uhr exerziert und dann

— wahrscheinlich wieder beim Kolbs-Hannikel gekneipt?" fragt sie strenge, ihn mit den Augen fast durchbohrend.

„Nein, liebe Hulda, ich habe etwas länger exerziert; es ging heute schlecht, da ließ ich länger Griffe machen und dann hatte ich noch allerlei Dienstliches mit dem Feldwebel zu besprechen, so daß —"

„Da komm' einmal her, hauche mir einmal in's Gesicht. Der Herr Hauptmann that wie ihm geheißen.

„Nun, diesmal scheint es doch, daß du kein Bier getrunken hast, aber, wie viele Male habe ich dich nur nicht ertappt!"

Nach dieser körperlichen Visitation verfügte sich der Hauptmann in sein Arbeits- oder Rapport-Zimmer, wo er sich eine lange Pfeife anzündete und den Duft des würzigen Krautes „A. B. Reiter" einsog und in stille Träume und Gedanken versank.

„Nein, da hört sich aber doch alles auf! Das ist ein Skandal, wie du wieder das ganze Zimmer eingeräuchert hast; meinst du, ich lasse dir alle acht Tage die Vorhänge waschen? Das verbitte ich mir, dieses Qualmen! Ich werde dir dieses Rauchen noch ganz verbieten! Hörst du?"

Mit solchen zärtlichen Worten hatte die „gnädige Frau" ihren Gatten aus seinem träumerischen Sinnen gerissen, als sie in sein Zimmer trat, um ihm anzukündigen: „Das Abendessen ist fertig!" Mehrmaliges Rufen und selbst Pfeifen hatte er überhört.

Rasch setzte der Hausherr das Rauch-Instrument in die Ecke, öffnete sämtliche Fenster im Zimmer und folgte schweigend — ohne ein Wort der Erwiderung — seiner zarten Ehehälfte zum Abendtisch — denn Disziplin hatte er beim Militär gelernt!

Das Souper en famille — mit den zwei Knaben — war sehr frugal und bald beendet. Der Hauptmann schlug sonst eine ganz vorzügliche Klinge, jedoch gab es hier nur sehr wenig zum Einhauen.

Die beiden Buben waren wieder in ihr eigenes Zimmer zurückgekehrt, um dort ihre Schulaufgaben für morgen zu fertigen.

Der Hauptmann saß seiner Gattin gegenüber; diese strickte an einem endlosen Missions-Strumpf für die armen schwarzen Heiden-Knäblein im heißen Afrika; doch konnte sich der Hauptmann nicht erinnern, daß einer dieser Strümpfe jemals fertig gestrickt worden wäre. Die Stricknadeln mit dem eigentümlichen Geklapper klirrten durch die Hände der rastlosen Strickerin — sonst war es ganz still im Zimmer. Man hörte keinen Laut.

„U — u — a — ah!“ machte es auf einmal der Herr Hauptmann und gähnte ganz bedeutend.

„Aber, Hauptmann!“ so titulierte sie ihn, wenn sie schlecht gelaunt war, „aber Hauptmann, wie du mich wieder erschreckt hast mit deinem unanständig lauten Gähnen! Also, so langweilst du dich in Gegenwart deiner dir von Gott angetrauten Lebens-Gefährtin! Das ist wirklich sehr schmeichelhaft für mich, sich zu langweilen in meiner Gegenwart! Sehr schmeichelhaft!“

„O, nein, durchaus nicht, im Gegenteil!“ versichert eifrig der Hauptmann und schaute ganz verschüchtert und demütig auf seine „Eheliebste“, die ihn mit strenger Miene betrachtete; er schaute sie mit seinem freundlichsten Lächeln an, das er fertig brachte nnd in seinen Augen leuchtete es, als ob er zu dem schönsten Frauenbilde dieser Welt emporblicken würde. Und die Frau Hauptmännin war gerade keine der größten Schönheiten — eher im Gegenteil. Sie war lang und schlank wie eine Edeltanne und zeichnete sich durch absolute Abwesenheit jeder Korpulenz aus; schön war sie nicht, das konnte selbst ihre erbittertste Feindin ihr nicht nachsagen; auch besonders sanft und liebenswürdig schien sie nicht zu sein; jedenfalls jedoch besaß sie andere, innere Vorzüge, und ist es sehr zu beklagen, daß der Hauptmann seine Gattin nicht „wenden“ ließ, damit diese inneren Schönheiten nach außen zur Geltung kommen konnten.

Er hatte die Universität besucht, war von Haus aus ein armer Teufel und hatte sich mühselig durch seine Studienjahre hindurch geschlagen; doch war er ein „fescher“ schneidiger „Bursche“, der manchen „Schmiß“ ausgeteilt und — auch empfangen hatte. Da kam das Sturm- und Drangjahr 1848, in welchem viele militärpflichtige Studenten zur Fahne eingerufen und — bei dem damals herrschenden Offiziersmangel — alsbald zu Lieutenants befördert worden waren. Auch unser „Held“ war unter diesen. Ihm erschien es als ein großes Glück, nunmehr gleich eine feste Anstellung und einen Gehalt von 600 Gulden zu haben und so war er denn beim Militär geblieben, wurde ein echter und gerechter „Kasernbeißer“, ward von oben gut qualifiziert und hatte infolge dessen der Anciennität nach auch die Charge eines Hauptmanns erreicht. Er hatte sich — vernünftigerweise — unter den Töchtern des Landes umgesehen und manche gefunden, um die er freien wollte. Er sah hiebei mehr auf — „Religion“ — als auf blendende Außenseite und fand in Fräulein Hulda Specklinger alles das vereint, was er suchte. Sie war Doppelwaise, hatte keine zu hohe Bildung genossen; ihre Schönheit war auch nicht derart, daß er Nebenbuhler zu befürchten hatte und — da nach eingezogenen Erkundigungen ihr Vermögen in sicheren 5% Hypotheken angelegt war — bestand für den „liebeglühenden“ Lieutenant Seidenader keinerlei Hindernis mehr, ihr Herz und Hand anzubieten und — er wurde erhört. Schmeichelte es doch der Tochter des früheren „Getreidekipperers“ — späteren „Brivadiers“ Specklinger — am Arme des stattlichen Offiziers als „Gavalliersdame“ einherzuschreiten und — ihre Freundinnen hiedurch schändlich zu ärgern.

Nach der Hochzeit hatte der jetzige Hauptmann seinem „lieben Weiberl“ gestanden, daß er einige Hundert Gulden Universitäts- und andere Schulden besitze und — wegen dieses Passiv-Guthabens war es zur ersten ehelichen Dissonanz gekommen. Mit diesem Schuldbekenntnis hatte sich der tapfere Krieger seiner Freiheit völlig begeben — von da an begann

seine — Schuldknechtschaft; von da an war sie seine Herrin und — es giebt unerklärliche Widersprüche in der menschlichen Natur! — er, der energische, rücksichtslose Mann ließ sich von seiner Gattin tyrannisieren und wagte nicht aufzumucken — ihr gegenüber war er sanft — wie „a Lamperl“, wie man in Altbayern statt: wie ein „Lämmchen“ zu sagen pflegt; ja, er — der strenge „Kompagnie-Tyrann“ zitterte — vor seinem Weibe!

Die Frau Hauptmann warf noch einen streng verweisenden Blick auf ihren Eheherren(!) und strickte weiter; der Hauptmann blinzelte ein wenig, schloß die Augen und —

„Klingkling!“ schellt es an der Flurthüre und es erscheint kurze Zeit darauf im Zimmer der Dienstmann Nro. 10, der eine Karte überreicht, auf welcher zu lesen stand:

„Dr. Gottfried Jäger, Gutsbesitzer, auf der Durchreise, nur heute Nacht hier, erwartet seinen alten Freund Seidenader (Wipp) im schwarzen Bären zu einem fidelen Wiedersehens-Schluck! Salve! Altes Haus!“

„Ah, ah! der alte Gottfried, der Portus, wie sein Kneipname bei uns hieß, der alte Schwede ist hier! aber die Freude!“ ruft der Hauptmann freudig aus. — „Dienstmann, sagen Sie — „mein Mann geht heute nicht mehr aus!“ fällt ihm hier die Frau Hauptmann ins Wort.

„Aber, Frau! Liebste Hulda! Mein alter Freund und Studiengenosse, der —“

„Jawohl, dein alter — S . . .-Genosse, hätte ich bald gesagt; daher kommen gewisse Schulden, die man — studierenshalber gemacht hat! Nein, Hauptmann, du bleibst hier, du gehst heute nicht mehr aus!“

„Aber, liebste Hulda!“ flüstert er halblaut mit einem — mahnenden Blick nach dem, auf Antwort harrenden Dienstmann — blamiere mich doch nicht so!“

„Ich habe es bereits gesagt: „Mein Mann geht heute nicht mehr aus! Er wird morgen früh dem Herrn —“

Der Dienstmann wendet sich zum Gehen.

„Halt!“ ruft der Hauptmann. — „Aber, liebe, gute Hulda, ich kann doch unmöglich meinen alten, besten Jugendfreund allein im Wirtshause sitzen lassen, was müßte der von uns denken!“

„Das ist mir sehr egal, was der saubere Herr — Studienfreund von mir denkt! Du bleibst da — und Sie machen, Dienstmann, daß Sie weiter kommen, Sie haben meinen unabänderlichen Entscheid gehört: „Mein Mann bleibt da!“

„Zum Donnerwetter! Nein — dein Mann bleibt nicht da! Haben Sie es gehört, Dienstmann! Ich gehe aus und zwar sofort! Millionenkruzitürkenelementenbombengranatendonnerwetter! Ich lasse mich nicht mehr länger tyrannisieren!“

„Hauptmann! Was fällt denn dir ein! Du lehnst dich auf! Du wagst es —“

„Kompagnie T'Achtung! Kieselfeuerstein! T'Achtung!“ brüllt der Hauptmann plötzlich mit Donnerstimme! „T'Achtung und wenn sich noch ein Auge im Kopfe rührt, den sperr' ich ein, daß er schwarz wird.“ — „Hauptmann!“ „Noch ein Wort wenn ich höre, dann lasse ich dich prozessieren! Maul halten! Ich, jawohl, ich bin Hauptmann; ich allein kommandiere; ich will dir zeigen, wer Herr im Hause und bei der Kompagnie ist! Keine Silbe will ich mehr hören! Verstanden! Also, Dienstmann, melden Sie dem Herrn Doktor, daß ich sofort erscheinen werde!

Der Dienstmann Nro. 10 lächelt etwas verschmitzt und verschwindet.

Die „gnädige Frau“ ist paff! So etwas ist ihr in ihrer nunmehr 15 jährigen Ehe noch nicht vorgekommen. Eine solche Auflehnung, offenbarer Aufruhr, ja sogar Zusammenrottung, denn — aus dem Nebenzimmer, wo sie seither gearbeitet haben, sind die zwei Buben ins Zimmer geeilt und betrachten erstaunt ihren Papa, denn so haben sie ihn daheim noch nicht gesehen; so hat er zwar schon öfters auf dem Exerzierplatz gebrüllt, daheim aber noch nie.

Der Hauptmann stand da, wie ein römischer Imperator, der triumphierend seinen Einzug hält mit hocherhobener Hand, in welcher er wie ein Siegeszeichen, den Haus-Schlüssel emporstreckt, welchen er mit keckem Griff aus dem Schlüssel-Schränkchen genommen hatte.

Er machte sich zum Ausgehen — in Civil — fertig, das heißt, was man damals unter „Civilgehen" verstand. Die blaue Militärhose und die Ordonnanzkravatte wurden anbehalten; hiezu noch eine Hausjoppe angezogen und der Civilanzug war vollendet. Den Säbel ließ man zu Hause, der Militärmantel wurde umgehängt und die Offiziersmütze aufgesetzt! Und nun „herin in's Vergnügen!"

„Hauptmann, du gehst also wirklich! Ohne meine Erlaubnis?" fragt die Gattin — ganz verblüfft.

„Jawohl, ich gehe und zwar ohne oder mit deiner gütigen Erlaubnis, das ist mir Wurscht! Gute Nacht, gnädige Frau; wünsche wohl zu ruhen!"

Ein seltsamer Mut war auf einmal über ihn gekommen; was er seit Jahren an Ingrimm und stillem Ärger in sich aufgespeichert hatte, heute machte er davon sich frei; die Sklavenfesseln, die er seit langem stumm getragen, sie waren gesprengt. Er war ein — freier Mann, darum zündete er sich, was ein Verbrechen ersten Ranges war, — im Wohnzimmer auch noch eine Cigarre an, blies — ungalanterweise — den Rauch gegen seine Gattin zu, machte sodann vor ihr noch ein respektvolles ordonnanzmäßiges Honneur, verbeugte sich gleichzeitig tief vor ihr, rief seinen beiden Knaben ein fröhliches: „Gut's Nächterl" zu und schritt mit feierlich langsamen Schritten aus dem Zimmer, stolz wie — ein „Spangler!" Stolz, mit bedeutendem — avec!

„Um $1/_2 11$ Uhr bist du zu Hause, Hauptmann! Hast du's gehört?" rief ihm die „zärtliche Taube" noch nach; er that aber, als habe er nichts gehört und murmelte nur leise, sehr leise — für sich: „Da kannst du lange warten, du alter — Drache!" —

Im „schwarzen Bären“ treffen sich die zwei alten, treuen Jugendfreunde nach langen, langen Jahren einmal wieder.

„Und in den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und Freude!“

„Grüß dich Gott, alter Wipp!“ wird der Hauptmann mit seinem früheren Kneipnamen empfangen. „Wie geht es dir denn? Immer gesund und munter?“

„Danke, recht gut! das heißt, wie's halt einem verheirateten Ehekrüppel gehen kann!“

„Also, du bist verheiratet, Wipp?“

„O je, mein Lieber, sogar sehr! Weißt, Brüderl, verheiratet sein, ist schön, aber — nicht verheiratet sein — ist besser, wie, glaub' ich, sogar — ein Apostel sagt; ich lebe ja mit meiner Frau in der größten Harmonie und im Hause bin ich sogar major — nicht bloß Hauptmann, nämlich major domus, aber, aber —“

„Hast du auch Kinder?“

„Jawohl, zwei stramme Buben, die mir viele Freude, aber natürlich auch hie und da ein wenig Ärger bereiten, aber nun, mein lieber, treuer Portus, bist denn du verheiratet?“

„Ich? verheiratet!!! Geh' zu, alter Freund und Kupferstecher, mach' keine solch' schlechten Witze! Ich — und heiraten! Da muß ich lachen! O je, o je! Mein bester Wipp, du kennst meinen Grundsatz von früher her und dem bin ich bis heute treu geblieben: „Immer verliebt, öfter verlobt und — niemals verheiratet!“

„Aber, Portus! Eine solche Verworfenheit!“ tadelt der Hauptmann seinen leichtsinnigen Freund.

„Nun, lass' es gut sein, teuerer Wipp; mich bekehrst du nimmer; reden wir von etwas Gescheidterem!“ Und nun gings an ein Erzählen, wie dies bei zwei guten alten, lieben Freunden, die sich Jahre lang nicht mehr gesehen, nur natürlich und begreiflich ist.

Das Bier ist famos; der Hauptmann wird von seiner Gattin sehr knapp gehalten — höchstens zwei Glas Bier am Abend; darum läßt er es „rinnen“ in vollen Zügen. Er wird kreuzfidel und er hebt an, alte halb vergessene Studentenlieder zu singen, und wenn ihn der Portus an die schon späte Zeit erinnert, sagt er ganz ruhig: „ich bleibe da!“

Leider meldet der Wirt, „daß das Bier ausgetrunken sei und wegen der zwei Herren könne er jetzt nach 12 Uhr doch kein frisches Faß mehr anstechen!“

„Dann Wein her!“ ruft der Hauptmann — „so jung kommen wir nicht mehr zusammen, wie heute — es lebe die Liebe, es lebe der Wein!“

„Aber, Wipp!“ mahnt jetzt sein Freund — „deine Frau, es ist doch schon sehr spät!“ —

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind!“ singt der weinselige Hauptmann und stößt mit seinem treuen Portus an auf alte, ewige Freundschaft! „Es leb' die alte Treue!“

Die Frau Hauptmann konnte lange nicht einschlafen, nachdem ihr „meuterischer“ Gatte sie verlassen hatte, denn so etwas war ihr während der 15 Jahre, die sie nun verheiratet waren, noch nicht vorgekommen! Nach 15jähriger Ehe hatte der „Hauptmann“ es gewagt, sich gegen sie aufzulehnen, ihr Trotz zu bieten, ihre Befehle zu mißachten! Entsetzlich!

Aber morgen werde sie es ihm schon zeigen, wer der Herr im Hause ist; „er oder ich!“ Hoffentlich kommt er pünktlich um $^{1}/_{2}$11 Uhr nach Hause; sie wolle es ihm im Guten raten, sonst! — freue dich, Hauptmann!“

Endlich verkünden ihre Atemzüge, daß sie hinüber gegangen war in das Land der Träume.

„Bald jedoch erwacht sie wieder! Was, es ist schon $^{1}/_{2}$11 Uhr vorüber und „er“ ist noch nicht da! Schauderhaft! Sie wacht und wacht. Es schlägt von allen Türmen feierlich und langsam: Elf Uhr!“

„Nein, eine solche Rücksichtslosigkeit! Da hört sich doch schon alles auf. So geht es, wenn man zu milde gegen diese

— Männer ist, diese „Herren der Schöpfung!" Ich werde diesem „Herrn der Schöpfung" aber seinen Standpunkt schon klar machen — wenn er nach Hause kommt —"

„Wie? schon 1/212 Uhr — eigentlich kann man schon sagen 12 Uhr, und er kommt noch nicht? 12 Uhr und der Gatte schlemmt und trinkt noch immer mit seinem sauberen Studiengenossen! Unerhört! Nein, so lange die Welt steht, hat es noch keinen größeren Wüstling, keinen pflicht- und ehrvergessenеren Ehemann gegeben, als diesen Menschen — aber, jetzt ist das Maß voll — morgen lasse ich mich scheiden von diesem Ungeheuer, von dem Barbaren!" und noch länger floß der Redestrom dahin, bis endlich die arme, sanftmütige Dulderin wieder einschlief, jedoch nicht, ohne nicht vorher sehr gefühlvoll und pathetisch deklamiert zu haben:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt' euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Während das „unglückselige" Weib ihren Thränen freien Lauf ließ und sich endlich wieder in den Schlaf weinte, saß der „ehr- und pflichtvergessene" Gatte, der „Rabenvater", der „Wüstling", das „Ungeheuer" — denn das alles war der Hauptmann — mit seinem „sauberen" Freunde immer noch gemütlich beim Wein und sang und trank, ohne nur die mindesten Gewissensbisse über seine ungeheure Schlechtigkeit, seine totale Verkommenheit zu verspüren! Ja, so sind diese Männer! Ein verabscheuungswürdiges Geschlecht!

Die löbliche Polizei hatte schon einige Male „Polizeistunde" geboten und doch noch immer die zwei Herren beieinander sitzen gefunden! Die saßen da, als wenn sie „Pech" an der Hose hätten, darum trank der Herr Polizeidirektor halt auf Kosten der Hocker selbst noch ein „Schöpple".

Die zwei Freunde sind sehr vergnügt; man könnte dieses Vergnügtsein schon beinahe für einen kleinen „Hieb" erklären!

„Schampus!“ ruft der Hauptmann und bald stand eine weißköpfige Flasche auf dem Tische vor den beiden und der „Barbar“ sang: „Jede dieser Teufelsflaschen wird Champagner-Wein genannt!“

Die Flasche ist bald getrunken; der „Portus“ läßt eine neue kommen, dann folgt der „Wipp“ mit einer Flasche und es ist — 2 Uhr vorüber, ja, man könnte schon beinahe sagen $^1/_2$3 Uhr, als die Freunde sich auf den Heimweg machen, denn der Portus läßt es sich nicht nehmen, seinen alten „lieben Spezzl“ bis an des Hauses gastliche Pforte zu begleiten, damit — ihm nichts „passiert!“

Sie schwanken beide ein wenig und marschieren nicht in ganz schnurgerader Linie, sondern etwas im Zickzack.

„Brüderl!“ — sagt der Hauptmann — „ich würde dich gerne zum Mittagessen für morgen eingeladen haben, nachdem du jedoch morgen schon wieder mit dem Frühzuge abreisen willst, bitte ich mir die Ehre für später aus, wenn du wieder einmal hieher kommen solltest. Du wirst dich dann überzeugen, daß ich Regimentskommandant in meinem Hause bin; da wirst du schauen, wie ich daheim alles dirigieren und kom — mandiere, jawohl!“

Bald sind sie am Hause des „Nachtlichtels“ angekommen, sie trennen sich unter vielen Küssen und Umarmungen, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist; sie schwören sich nochmals ewige Treue und scheiden endlich unwiderruflich.

Der Hauptmann hat glücklich seinen Hausschlüssel gefunden; das Schlüsselloch zu finden, ist sehr schwierig; doch endlich ist auch dies Problem gelöst; die Thüre öffnet sich und schließt sich hinter dem Eingetretenen; er zieht unten an der Treppe seine Stiefel aus und geht in Strümpfen als vorsichtiger Mann leise die Stufen hinan — wirklich ein galanter Ehemann, der seine Gattin nicht im holden Schlummer stören will.

Schwankend tastet er sich die Treppe am Geländer und an der Wand hinan. Der Mond verhüllt schamhaft sein Gesicht hinter dunklen Wolken, um nicht sehen zu müssen, wie der

Hauptmann — gleich einem aus der Kaserne ausgestiegenen und wieder zurückgekehrten Soldaten — leise und heimlich seine Lagerstätte aufsucht.



„Nein!" denkt der Hauptmann — „nein, in das Bett — in das Caroussell, leg' ich mich nicht hinein, in das Ca—rou—ssell — da dreht — sich alles um — und — um, in dem Ca—rou—ssell, — in dem — Bett — Ca—rou—ssell — jawohl — sell!"

Von unruhigen Träumen gequält, stöhnt die Frau Hauptmann auf ihrem Lager: „Hauptmann! Du wagst es! Was? Du willst Herr in deinem Hause sein! Hauptmann! Muckl! Du bleibst da! Was! Ich — ein Drache! Ha!" — Sie fährt empor und erwacht.

Sie tastet nach dem Bette ihres Gatten — dasselbe ist leer, unberührt! Also noch nicht nach Hause gekommen? „Wieviel Uhr ist es denn?" Sie macht Licht und leuchtet nach der Uhr.

„Nein, unmöglich! 10 Minuten nach 3 Uhr! Es ist unmöglich! Ich täusche mich sicherlich, es kann nicht sein" — sie betrachtet genau das Zifferblatt der Uhr — „wahrhaftig — 10 Minuten nach 3 Uhr! Und er — ist noch nicht zu Hause! Um 4 Uhr morgens! Jetzt hört alle Rücksicht auf!"

Sie eilt ins Nebenzimmer, wo die beiden Knaben schliefen.

„Fritzla! Karla! steht auf! Euer lie—benswürdiger Papa ist noch nicht heimgekommen; lauft alle beide in den „schwarzen Bären" und seht, ob euer — Herr Papa noch dort ist; doch es ist unmöglich! Er kann ja nimmer im Wirtshause sein; jetzt um 4 Uhr in der Früh!"

Die beiden Knaben erhoben sich schlaftrunken; sie kleideten sich dann rasch an um, dem Geheiße der strengen Mama Folge zu leisten; sie eilen von dannen.

Das Dienstmädchen war am Tage vorher — aus dem Dienste entlaufen, weil es ihr bei der Frau Hauptmann gar so — arg gut gefallen hatte; die Offiziersdiener schliefen damals in der Kaserne, weil die Hauptleute jenesmal nicht beritten waren — darum mußten die beiden Söhne nach ihrem Vater fanden.

Die Frau Hauptmann wartet — wartet auf die — Rückkehr ihrer Knaben, auf die Heimkehr ihres — Gatten. Sie ist unheimlich ruhig; sie lauscht nur hinaus in die Nacht, auf jedes Geräusch, das von der Straße heraufdringt; sie steht wie eine — Vedette im Feindesland, horchend und sichernd.

Sie ist kampfbereit! Hieb- und Stichwaffen sind zur Stelle! Mag der Feind — hier der Gatte — kommen! Sie wird ihn gebührendermaßen empfangen; sie ist das Weib eines — Kriegers!

Eiligen Laufes kehren die Kundschafter aus dem „Bären" zurück — ohne ihn!

„Der Papa ist schon bald nach 12 Uhr" — so unverschämt hatte der Bärenwirt gelogen! — „bald nach 12 Uhr nach Hause gegangen; der Fremde, der Herr Dr. Jäger, der Freund vom Papa, hat ihn selber bis an unsere Hausthüre begleitet und der Papa ist in's Haus eingetreten!"

Also rapportierten die beiden Eclaireurs ihrem Piquetkommandeur, der die Meldung im — Nachtgewande empfängt.

„Und, Mama" — sagt der Fritzla — „drunten an der Stiege sind die Stiefel vom Papa gestanden, die hab' ich grad' mit „herauf genommen; da schau nur her, da sind sie!" und er hält der Mama das corpus delicti vor die Augen.

„Also doch heimgekehrt! Aber wo ist der — Papa denn hingekommen? In seinem Bette ist er nicht!"

Nun geht es an ein Suchen und ein Forschen in allen Räumen.

Im Wohnzimmer: Nichts! Alles leer!

Im Rapportzimmer: Leer! Die Pistolen an der Wand sind noch am Platze.

In der Küche: Niemand vorhanden!

Salon: „Sollte er es gewagt haben, dieses Heiligtum zu betreten, das nur an den höchsten Feiertagen und nur, wenn Besuch kam, geöffnet wurde. „Nein, eine solche Verwegenheit kann ich aber doch selbst ihm nicht einmal zutrauen! Aber doch! — denn von diesem Menschen ist alles zu erwarten; dem ist nichts heilig, — nicht einmal der — Salon!"

Sie leuchtet hinein in das Allerheiligste des Hauses; Sopha und Sessel sind mit Schutzdecken versehen; der Lustre ist in Gaze gehüllt; die Rouleaux sind herabgelassen!

„Auch hier ist er nicht; also hat er doch den „Gottesfrieden“ nicht gebrochen; er hat das Heiligtum doch nicht entweiht! Aber, wo mag er sein?“

Auf dem Boden, in dem Speicher, in dem Keller, nirgends eine Spur des Vermißten; er ist spurlos verschwunden! Nur die Stiefel, die einsam und verlassen am Treppenrand gestanden hatten, waren stumme Zeugen, daß der Hauptmann in sein Heim zurückgekehrt war; wo er sich jedoch befand, vermochten sie nicht zu künden.

Der Hauptmann ist — verschwunden, spurlos verschwunden!

Jetzt wird es der Frau Hauptmann aber doch Angst. Ins Haus war ihr Gatte zurückgekehrt, davon gaben die aufgefundenen Stiefel Zeugnis, das war sicher!

War er noch im Hause? Hatte er dasselbe wieder verlassen? In Strümpfen! Ohne Stiefel! Kaum möglich! Er war also noch im Hause, aber wo? Alles hatten sie durchsucht, jeder Raum war durchforscht worden und nirgends — nirgends wurde er entdeckt! „O Gott, o Gott, was mag aus ihm geworden sein? Sollte er sich — entsetzlicher Gedanke — sollte er sich ein Leid angethan haben? Schrecklich! O, Herr! wende nur dieses Unheil gnädig von mir ab!“ betet in tausend Ängsten das von schrecklichen Ahnungen erfüllte Weib.

„O, sicher hat er sich etwas angethan, er müßte ja sonst im Hause zu finden sein; ach, vielleicht — ich schaudere vor — Grauen — vielleicht hat er sich droben auf dem Speicher — aufgeh....! Ich kann dieses furchtbare Wort nicht einmal ausdenken, aber, nein, ein Offizier und solchen — schmählichen Tod! nein, nein! Oder sollte er — seine Pistolen hängen — Gottlob und Dank! — noch in seinem Zimmer! o, nein! Oder sollte er wieder fortgegangen sein und in den Fluten der Donau seinem Leben ein Ende —“ und wieder betet sie aus qualerfüllter Brust: „Herr! Herr! nur dieses schreckliche — Unglück laß mich nicht erleben!“

Nochmals wird überall gesucht, aber nichts gefunden.

Die beiden Knaben sind gleichfalls besorgt um ihren Vater; sie fürchten auch, daß ihm ein „Unglück“ passiert sein

könne; zuerst fängt der Kleinste, der „Fritzla", das Heulen an; der „Karla" folgt nach in langgezogenen Tönen und die Mutter hält ihre Thränen und ihr Schluchzen auch nicht länger mehr zurück und auch sie stimmt mit hohen Klagelauten in das allgemeine Lamento ein.

Es ist ein wunderbares Terzett, das die Drei da aufführen:

„Es strömte himmlisch helle des Jüngsten Stimme vor,
Der „Alten" Sang dazwischen wie ein dumpfer Geisterchor!"

„O, mein lieber, guter Seliger!" ruft die arme, von Gewissensbissen gepeinigte Frau, — „mein lieber, guter Muckl, diese Seele von einem Mann! O, wie sanft, wie ruhig war er immer." —

„Hu, hu!" heulen „Karla und Fritzla" unisono aus voller Kehle.

„Und wie habe ich ihm das Leben verbittert" — fährt sie in ihren Selbstanklagen fort — „wie oft habe ich ihn gequält und tyrannisiert, diesen Engel an Güte; und ich — ich muß es gestehen, habe durch meine Härte jetzt vielleicht den besten aller Männer in den Tod getr —"

„Hu, hu! O guter, lieber Papa! Wo bist du?" zetern die Knaben.

„Muckl, mein lieber, guter Muckl, wenn du noch lebst, oder wenn du wieder zur Erde niedersteigen würdest, o ein Leben würde ich dir bereiten, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran haben müßten. O seliger, vielleicht schon verklärter Muckl, ich, ich würde dich auf den Händen tragen, damit dein Fuß — „o Papa, Papa!" — „Muckl! Muckl!"

„Millionenbombengranatenkieselfeuerstein noch amal. Was ist denn das für ein Mordsskandal! Seid denn ihr alle mit einander verrückt!" tönt plötzlich eine Stimme mitten unter die Gebete ein.

„Jesses, Maria und Joseph! Alle guten Geister loben den Herrn! Bist du ein Geist? oder —"

„Ja, was ist denn, Hulda, und ihr zwei Buben? Was macht's denn jetzt da für einen Heidenlärm, für einen Riesenspektakel? Seid ihr denn alle verrückt?" — fragt der Herr Hauptmann, der im Gewande der Nacht unter der Zimmerthür stund und erstaunt auf seine Frau und Kinder blickte, die in die Knie gesunken waren und ihm abwehrend die Hände entgegenstreckten.

„Was ist denn passiert? Was ist denn geschehen?" fragt nochmals der erstaunte Hausherr! — „Solche Dummheiten."

Da springt mit einem Jubelschrei die Gattin in die Höhe, fällt ihm um den Hals und ruft mit den zärtlichsten Tönen:

„Gott sei tausendmal Dank, daß du nun wieder da bist, du lieber, lieber, guter Muckl; ach, wie habe ich mich geängstigt um dich, du böser, böser, lieber Mann —" und auch die zwei „Rangen" springen an ihren Vater empor und küssen und herzen ihn in stürmischer Weise.

„Aber, sag' nur grad', Muckl, guter, wiedergefundener Muckl, wo warst du denn? Wir haben doch alles, alles genau durchsucht" — und sie schaut ihm zärtlich in die Augen und drückt ihn innig an sich — „wo?"

„Ich? Ich war im Salon auf dem Sopha gelegen —"

„Das ist unmöglich! Wir haben auch zweimal in den Salon geleuchtet, aber dort dich nicht gesehen! Nirgends —"

„Schon möglich! Ich legte mich im Salon aufs Sopha; im Schlafe muß ich dann heruntergefallen sein und schlief sodann unter dem Sopha weiter, bis ich durch euere Lamentationen aufgeweckt wurde und da —"

„Ja, da haben wir dich freilich nicht gesehen und auch nicht geglaubt, daß du unter dem Sopha —"

„Die beste Lagerstätte war das allerdings nicht, meine liebe Alte; aber, aber — das kommt von das —"

„Unter dem Sopha; ja freilich, da mußt du sehr schlecht gelegen haben, du armer, lieber Muckl; d'rum lege dich jetzt nur gleich in dein warmes, weiches Bettl und schlafe recht gut und lang, du armer Dulder!"

„Und er that also, wie ihm geheißen. Vor dem Einschlafen aber sagte er noch reumütig zu seiner „Alten“: „Aber, liebe Hulda, heute ist es doch ein wenig sehr spät oder vielmehr sehr früh geworden, bis ich nach Hause kam, fast — drei Uhr!“

„O mein“, — sagt die Frau Hauptmann, „sieh, lieber guter Muckl, das macht ja gar nichts; wenn du zu Hause geblieben wärst, wäre es auch drei Uhr geworden. Schlafe jetzt nur recht gut und träume süß.“

Der Hauptmann glaubte Sphärenmusik zu hören; so etwas war ihm noch „niemalen“ vorgekommen.

Am nächsten Morgen hatte der Hauptmann bedeutendes „Haarweh“, trug jedoch dieses Übel mit männlicher Fassung und „legte Hundshaare auf“ — wie man bei Bekämpfung des „Katzenjammers“ zu sagen pflegt; er ließ sich durch den treuen Diener Alois bereits um 7 Uhr morgens — eine frische Kellermaß holen! Probatum est; aber der Diener „hat g'schaut“.

Als um 8 Uhr früh der Hauptmann in die Kaserne kam, erwartet ihn sein Feldwebel im Kasernhofe und „meldet gehorsamst, daß bei der Kompagnie nix Neues gibt!“ Dabei macht er aber ein — soweit dies mit dem Dienste harmoniert — ein recht zufriedenes und heiteres Gesicht!

„So, also nichts Neues, Feldwebel! Das ist schön!“

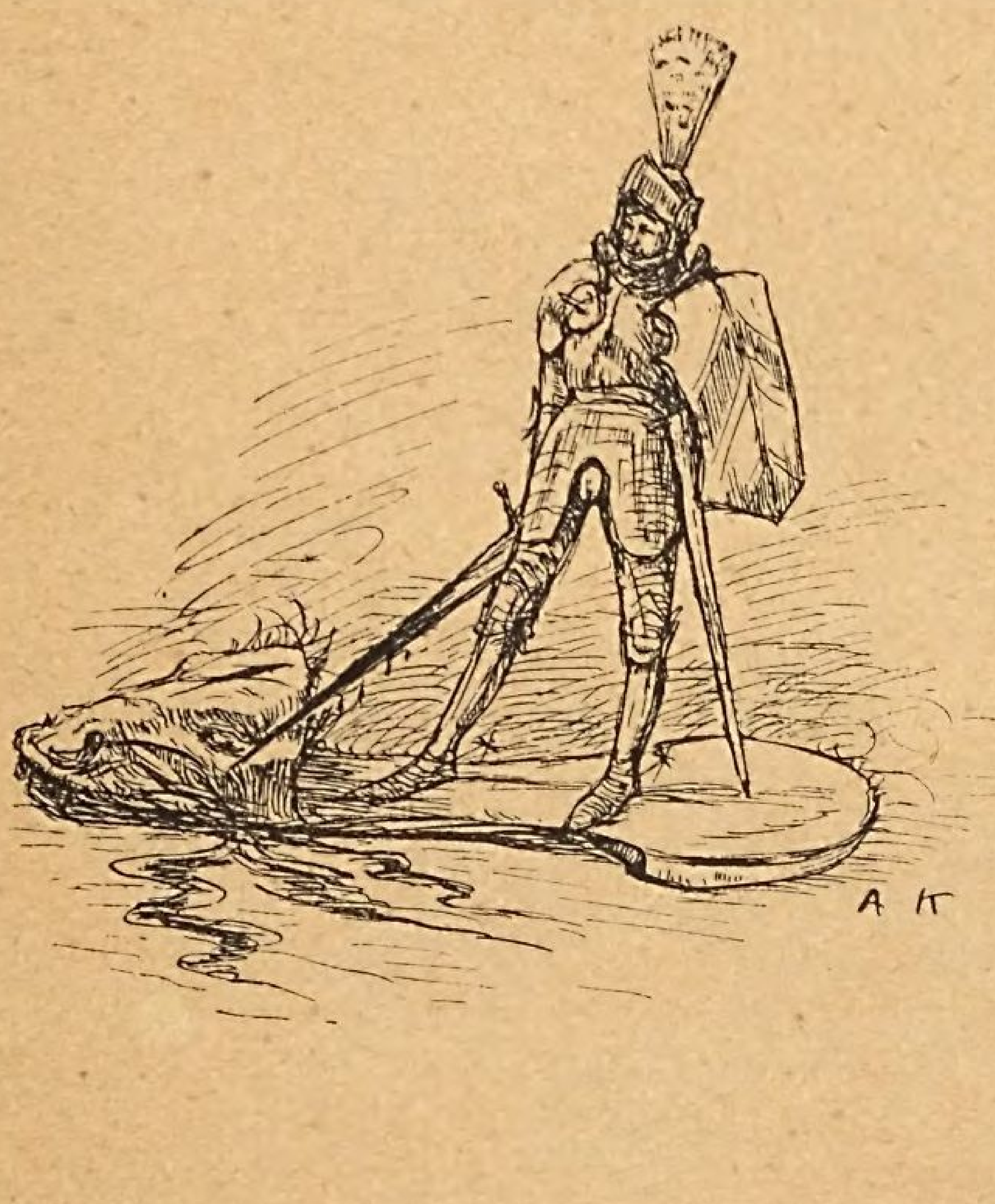
„Nur, Herr Hauptmann, melde ich g'horsamst, daß der Soldat Xaver Furthner heute nachts aus der Kaserne ausgestiegen und erst früh 6 Uhr wieder einpassiert ist. Hier hab' ich den Strafbogen von Furthner, derselbe ist wegen Aussteigens aus der Kaserne schon einmal vorbestraft, das letztemal mit 8 Tagen Strafstuben-Arrest bei Wasser und Brod —“

„Millionendonnerwetter, Feldwebel!“ fährt ihn der Hauptmann an — „lassen Sie mich einmal aus mit Ihren immerwährenden Meldereien; wenn der Soldat jung ist, will er auch ein Vergnügen haben; wie Sie jung waren, sind Sie wahrscheinlich auch manchmal ausgestiegen; also machen Sie dem Furthner einen ordentlichen Marsch und sagen Sie ihm,

wenn er wieder aussteigt und „derwischt" wird, lass' ich ihn ordonnanzmäßig einsperren; für diesmal will ich von einer Bestrafung absehen!"

Der Feldwebel ist „paff"; so etwas ist ihm, seit er unter dem Herrn Hauptmann dient, noch „niemalen" vorgekommen. „Nein, aber so was!"

„Und, Feldwebel, die Strafen, die ich gestern Nachmittag beim Exerzieren und — darnach verhängt habe, will ich den Betreffenden schenken; lassen Sie dieselben sogleich aus der Strafstube holen. — Feldwebel! jeder Mensch macht einmal einen Fehler! Probieren wir's einmal mit Güte bei den Hannacken; vielleicht geht's so besser; — jetzt spiel' ich einmal den „Vater von der Kompagnie" und nicht immer den Kompagnie-Tyrannen!"



VII.

Der Deserteur.



Der Feldwebel erscheint beim Frührapport und macht dem Herrn Hauptmann die gehorsamste Meldung, „daß bei der Kompagnie nix Neues giebt“.

„So, Feldwebel, das is schön, gar nichts Neues?“

„Nur —“, fährt der „Kreuzbauer“ fort, „melde ich dem Herrn Hauptmann g'horschamst, daß der Soldat Kappelmeier —“

„Was, der faule Bursche kommt schon wieder? Nein, Feldwebel! Schreiben Sie: *Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt.*“

„Dann melde ich dem Herrn Hauptmann g'horschamst, daß die Frau des Sergenten Beumelburg —“

„Feldwebel! Lassen's mich mit den Kasernweibern aus; da will ich gar nichts hören! Schreiben Sie: *Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt.*“

„Und ferner melde ich dem Herrn Hauptmann g'horschamst, daß der Tambour Schlegel —“

„Was? — Was? — Was? Das Lümple, das Grand-Lümple ist auch wieder dabei? Nein, Feldwebel, nein!

Schreiben Sie: Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt!"

Der Feldwebel vollzieht den Befehl getreulich und notiert das ihm vom Hauptmann Diktierte in seine große dickleibige „Kreuzbauern"-Brieftasche.

„So, sonst nichts weiter zu melden, Feldwebel?"

„Nein, Herr Hauptmann, sonst gar nix mehr!"

„Es ist gut, Feldwebel! Doch — halt! Lesen Sie mir einmal vor, was Sie geschrieben haben!"

Und der Feldwebel liest: „Der Soldat Kappelmeier heute Nacht im Militär-Krankenhause verstorben: Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt. Die Frau des Sergenten Beumelburg von einem Knaben entbunden: Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt. Der Tambour Schlegel seit drei Tagen abgängig und desertiert: Vom Kompagnie-Kommando nicht genehmigt."

„Ach, das ist ja lauter dummes Zeug, Feldwebel, was Sie da geschrieben haben. Einen solchen Blödsinn! Natürlich muß es heißen: Vom Kompagnie-Kommando zur Kenntnis genommen. — Aber, Feldwebel, wie haben Sie denn 'rauskriegt, daß der Tambour Schlegel abgängig und desertiert ist?"

„An der Menasch', Herr Hauptmann!"

„Wie so — an der Menage?"

„Ja, Herr Hauptmann, beim Menasch-Austeilen und -Abholen ist immer a Schüssel übrig blieb'n und dös war dem Tambourl seine — also daraus hab' i g'merkt, daß er net da is, denn wenn aner sei Menasch net abholen thut, muß er net da sein, denn die läßt kaner im Stich — und, weil er jetzt schon drei Tag ausblieben ist und hat sei Menasch net g'holt, muß er desertiert sein!"

„Ganz richtig, Feldwebel! Aber so schlau! Ja, ich sag's halt alleweil, es geht doch gar nichts über einen ordentlichen, tüchtigen Feldwebel!"

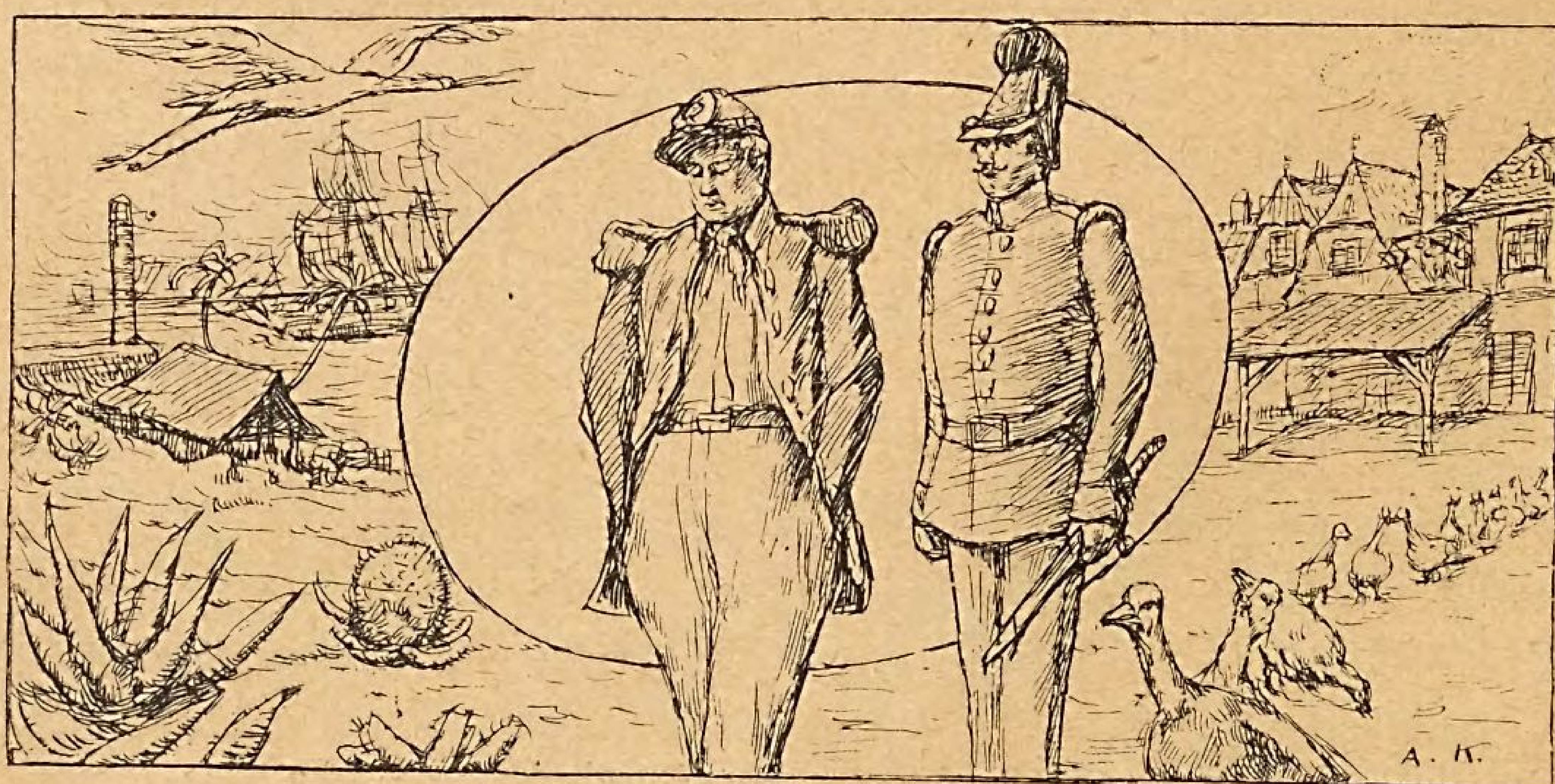
Und der Tambour Schlegel war wirklich desertiert. Das war im Jahre 1863. Das Bataillon lag damals in

Landau in der „Rhei-Palz“ in Garnison. Einige Wochen später erhält der Feldwebel einen Brief mit einem holländischen Poststempel; der Brief ist unfrankiert und soll 24 Kreuzer kosten. „Soll ich das Porto zahlen? Nun, man weiß nicht, vielleicht ist es so eine holländische Erbschaft; nehmen wir halt den Brief an!“ und er zahlt die 24 Kreuzer Taxen. „Herrgottstiefeldonnerwetter! Jetzt is der Brief von dem „Frechiö“, von dem Tambourl, von dem Lümple!“ und er liest: „Geehrter Herr Kreuzbauer! Ich melde g'horschamst, daß ich desertiert bin; ötzt können Sie einen andern einspirr'n aber mich nimmer! Sie alter — Schmiertiegel! Ich geh' nach Amerika! da giebt's Krieg, da kann ich General werden und wenn ich dann wieder komm', dann müssen Sie vor mir Hanneur machen und dann sperre ich Sie ein, daß Sie schwarz werden, Sie Leutschinder! An alle Kameraden von der Kumpernie schöne Grüsse und ötzt können Sie — alter Kreuzbauern-Michel mich — gern haben! Ich sage bloß — Oberammergau! Xaver Johann Schlegel, freiwilliger Desentör, ehemals Tambour der 7. Kumpernie des k. X. Infant.-Regiments. Nachschrift: Grüssen Sie mir auch den „Häuptling“ schön und der kann mich ötzt auch — gern haben!“

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind!“ Im Jahr 1867 entstand auf einmal in der guten Stadt B. ein kolossaler Auflauf. Die Herren Besucher der unteren Volksschulklassen stürmten dahin, als wenn ihre Anwesenheit das Allerdringendste und Notwendigste wäre, und dabei schrieen die „Rangen“ aus vollem Hals: „A Franzus! A Franzus!“ und wirklich ein französischer Soldat — mit roten, weiten Pantalons, dem Waffenrock mit Wollen-Epaulettes und dem koketten Käppi marschierte in Begleitung eines bayerischen Korporals vom Bahnhof her auf die Infanteriekaserne zu. „Jesses, dös is ja der Schlegel!“ rufen die Soldaten, die den Deserteur erkannt haben — „Grüß Gott, Schlegel, wo kommst denn du her? Herr Feldwebel, der Tambour Schlegel ist wieder da!“

,,Bon jour, mon sergent-major! Je viens directement de Wissembourg pour —“

„Halt dein Maul und red' deutsch, du Lümple!“, begrüßte den „wieder gefundenen Sohn der Kompagnie“ der Herr Kreuzbauer — „gelt, du bist halt doch wieder komma; ja, mein Lieber, solche Menaschen, wie bei uns, dös giebt's bei die „Parlevous“ freilich net und dös Bier soll gar net recht extra sein; drum, Tambourl, bleib im Land und nähr' dich redlich von deiner Menasch und deinem Kommißbrote und — trink Bier dazu!“ mahnt der Feldwebel den Deserteur.



Dieser wird von einer „größeren Kriegskommission“ „wegen Desertion — Fahnenflucht wäre ja deutsch gewesen! — und Vertragung ärarialischer Montourstücke“ zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt und hat eine neue Dienstzeit von sechs Jahren zu übernehmen. Wegen des Briefes an den Feldwebel erhielt er noch extra 14 Tage bei Wasser und Brot und Krummschließen.

Er erzählt gerne von seinen Schicksalen als Landsknecht zuerst in amerikanischen, sodann in französischen, beziehungsweise kaiserlich mexikanischen Kriegsdiensten; ist aber von seinen damaligen Mitkämpfern nicht sehr erbaut.

„Das seind Lumpen!“ versichert der „Franzus“ — so wird er seit seiner Rückkehr immer genannt — mit aller Be-

stimmtheit, „und“ — setzte er mit großem Nachdruck hinzu — „ich sag's noch amal, das s e i n d Lumpen!“

Niemand widersprach ihm, denn die ehrenwerten Herren, von denen der Tambour mit solch hochachtungsvoller Verehrung sprach, waren hier gänzlich unbekannt.

Es war am Abend in der Kaserne; es hatte bereits das Trommelzeichen „Lichter auslöschen!“ im Kasernhofe geschlagen und die Krieger lagen in ihren Jakobifedern i. e. Strohsäcken und unterhielten sich im D u n k e l n mit manch reizender Erzählung. „Geh' zu, Franzos!“ rief der Herr Zimmerkommandant, Sergent Friedrich, dem Tambour Schlegel zu — „erzähle einmal wieder, wie du in Amerika und in „Megiko“ warst und die G'schicht von der Schlacht bei Schott — Schottsylvania — Donnerwetter, wie heißt die Schlacht?“

„Die Schlacht bei Schottsylvania-Court-House“, ergänzt der mit „Franzos“ Angerufene.

„Also, erzähle mal, wie dir's da gange is! — Jawohl, der Franzus muß erzählen“, drängen alle im Zimmer anwesenden Mannschaften.

„Nu, meinetswegen! Ich will die G'schicht erzählen, aber ordentlich aufpassen müßt ihr und wenn ich G r i c k! rufe, müßt ihr alle mit anander G r a c k schreien, damit ich weiß, daß ihr noch munter und net alle mit einander e i n g ' s c h l a f e n seid; wie mir's neulich gange is, wo ich zwa Stund lang erzählt hab und kaner hat mehr was g'hört, weil's alle mit einander eing'schlafen g'wesen seid!“

„Na, mir passen schon auf! Erzähl' nur, Tambour!“

„Also — Grick“ und — „Grack!“ erbraust es durchs Zimmer.

„Also, wie ich in Landau desertiert bin, hab' ich mir gedacht, jetzt gehe ich nach Wissembourg und lasse mich bei der französischen Fremdenlegion anwerben. Da begegnet mir auf Wege der Alois Zipfl vom neunten Regiment, der is von Germersheim aus desertiert und d e m erzähl' ich mei' Vorhaben. „Dös is dumm's Zeug“, hat der g'sagt; „und bei der Legion

etrangère kommst nach Afrika, nach Oran oder Tetuan, wo's furchtbar heiß ist, und „kein Bier giebt's auch nicht". Da is g'scheider, wir machen nach Amerika 'nüber, da ist jetzt Krieg und lassen uns bei den „Südstaatlern" anwerben, da können wir's noch zum General bringen, denn die brauchen kriegserfahrene Leute". „Mir is recht", sag' ich; „denn wenn's in Afrika kein Bier nicht giebt, dann is dös a G'frett! Wie kann denn der Mensch leben, wenn er kein Bier nicht hat; also



geh'n wir zu die Südstaatler und lassen uns anwerben. Auf nach Amerika! Wir sind also 'nüber nach Amerika und hab'n uns in Richmond beim General Lee anwerben lassen; der Gegen-General war der Grant; zwei ganz tüchtige Herren! Aber die G'sellschaft, die da aus aller Herren Länder bei uns zusammengelaufen ist, um „unter den glorreichen Fahnen des Generals Lee den süßen Tod fürs Vaterland zu sterben!" Eine saubere Bande! Netter hätten's die Tauben net zusammentragen können. Herrgott von Bentheim! War da manchmal ein G'sindel beieinander! Mexikaner, Spanier, Iren, Yankees —"

„Kaffern waren keine dabei?" unterbricht den Erzähler hier der Huber-Franz.

„Nein, Kaffern hab'n uns g'fehlt, und grad du hättest mit dabei sein müssen! — Also Yankees, Franzosen, Engländer und Deutsche — halt! nein! Deutsche hat's keine geben, sondern nur Preußen, Bayern, Sachsen, Badenser, Schwaben, Reußschleizgreuzebersdorfer und Reußschleizgreuzlobensteiner, Lippedetmolder und Lippebückeburgschaumburger, Anhaltbernburger und Anhaltköthener und — Heiligmillionensternelementen! — noch so und so viele Sondershäuser, Altenburger, Rudolstädter u. s. w. u. s. w. — daß einem der Kopf gebrummt hat, aber einen — Deutschen hat's bei uns net geben! Ja, es ist eine recht nette Gegend, das Deutschland, und zumal im Auslande; a wahrer Jammer und Elend . . . . — „Grick!" — „Grack!" antworten alle.

„Nun also, die G'sellschaft war gut getroffen! Bucklige und Krumme, Schielende und Einäugige, alles beieinander! Und erst die Bewaffnung! Feuersteingewehre, Luntenbüchsen, Jagdgewehre und Wallbüchsen, alles war vertreten! Und die Säbel, von allen Größen und Formen, Polizeidienersäbel, Türkenschwerter, Pallasche und — Flamberge et cetera — alles nobel! Also die Bewaffnung und Ausrüstung war brillant, und marschiert seind wir wie die — Nachtwächter — schändlich! — aber das war noch gar nix — erst amal die Handgriffe hättet ihr seh'n soll'n; dös war scho' zum Totschießen! Nun, die Uniformierung war so ziemlich; bei uns heraußen wär' aber die ganze Bande alle Tag dreimal wegen — Malpropretät eing'sperrt worden! Kurz, die G'sellschaft war eine — Elite-Truppe! — Ich bin bei der Kavallerie eingeteilt worden —"

„O je, Hurra! Der Schlegel bei der Kavallerie", rufen alle Zuhörer, „ja Franzus! Hast denn du reiten können?"

„Dummes Zeug! Da braucht mer net viel reiten zu können; die zwei Beiner wird mer doch über so an Maultier runter hängen lassen können; dös is ka Kunst! Also ich war

ein flotter Reiter und bin deshalb gleich zum — Rittmeister befördert worden."

„O, ho, hoho! Jesses! Der Schlegel — Rittmeister! Dös is — ausgezeichnet! Herr Rittmeister!" —

„T'Achtung! Maul halten! Es ist g'wiß und wahrhaftig wahr und wer's net glaubt, zahlt a — Maß Bier! Also, wer glaubt's net?"

Alle schweigen. Der „Herr Rittmeister" fährt fort: „Nun, wißt ihr, so gar viel hab ich mir bei der Bande auf meine Charge als Rittmeister net einbilden könne — ein Gefreiter bei uns, in Deutschland, genießt schon an andern Respekt, wie dort a Rittmeister! Eine G'sellschaft hab' ich unter mir g'habt! Pfui Teufel! Lauter Lumpen! Beritten waren wir alle mit Maultieren, und ich selbst ritt einen starken, störrischen Maultierhengst. Da hättet ihr amal seh'n soll'n, wie ich drob'n g'sessen bin, — wie ein Gott! Einen alten Polizeidienersäbel hab' ich über die Schulter gehängt g'habt und den allergrößten Strohhut — vier Meter Umfang — hab' ich aufg'habt, das war meine Chargen-Auszeichnung als — Rittmeister!" — „Grick!" — „Grack!" tönt es von den Betten her.

„Ich war furchtbar begierig, amal ins G'fecht zu kommen; bisher hatten jedoch nur stets kleine Scharmützel mit den „Nordstaatlern" stattgefunden. Bald san wir a bisl zaruck, bald hab'n 's sich drüben bei die andern rückwärts konzentriert!"

„Endlich einmal ist's aber doch zur Schlacht kommen, es war dies vom 7. bis 12. Mai 1864 und ich hab' zu meine Leut'n g'sagt: „Paßt auf, Leute, hab' ich g'sagt, heute ist die große Schlacht bei Schottsylvania-Court-House — eine der blutigsten des ganzen Krieges." Ich sag' euch, dös war der glücklichste Tag meines Lebens, als ich an der Spitze meiner tapferen Reiterschar das Zeichen zum Angriff erwartete."

„Jesses, ötzt spricht er hochdeutsch, ötzt schaugt's amal den Franzusen an", ruft der Kaltner-Muckl von seinem Bette her.

„Maul halten! Ich brannte vor Begier, mein Heldenschwert in Feindes Blut zu tauchen und über die Haufen erschlagener Feinde dahin zu stürmen, um ihm den Sieg und seine Fahnen zu entreißen; meine Leute schauen begeistert auf mich, ihren Heldenführer, da — aber", unterbricht er sich — „Sternelementen noch amal! was ist denn ötzt dös? schnarcht denn der alte Moschenbach, dös Kamöl net, als wenn er an Eichenstamm durchsägen müßte; grad bei der schönsten Erzählung schläft der Schnapsg'freite ein; o, du lieber Himmel, sind dös Leut'! — Doch weiter im Text. Wir warten also auf den Befehl zum Angriff, da — bum, bum — geben die von drüben auf einmal ein Paletot-Feuer ab" —

„Schafskopf! Franzus!" — ruft der Sergent — „das heißt Peleton-Feuer und nicht Paletot-Feuer, du — Horn!"

„Das ist mir Wurscht" — fährt der Franzus fort — „Peleton- oder Paletot-Feuer — hat dös reing'hagelt, Kruzitürken! Dös hat amal g'saust! Grad wie ein feuerspeiender Berg hat's geblitzt und gekracht! Dös war a verdammt ungemütliche G'schicht, da is's mir im Wirtshaus lieber; aber, mutig hab' ich dem Tod ins Aug' g'schaut, dann kommandiere ich: „Zur Attaque, Gewehr rechts, Marsch, Marsch, Hurra! Denn ötzt ist der günstigste Augenblick zum Angriff, bevor die da drüben in 14 Tempo wieder g'laden hab'n — Hurra!" ruf' ich! „Mit Gott für König und Vaterland! Hurra! Mir nach!" und schaue mich noch einmal nach meiner tapferen Reiterschar um, da — seind die Lumpen alle miteinander durchg'gangen, und ich steh' mutterseelenallein da, ganz allein, vor der Front meiner Abteilung! — Eine solche Schmach! Vor dem Feinde ausreißen! Pfui Teufel! — Doch — was will ich allein ausrichten, gegen die Überzahl der Feinde! Ich — allein! Ich denke so bei mir:

„Wer flieht — kann wieder ins Gefecht;
Wer bleibt und fällt — kann dieses necht —"

will meinen Mauleselhengst daher herumreißen und meinen — braven Leuten folgen, da gehorcht aber die Schandmähre nicht

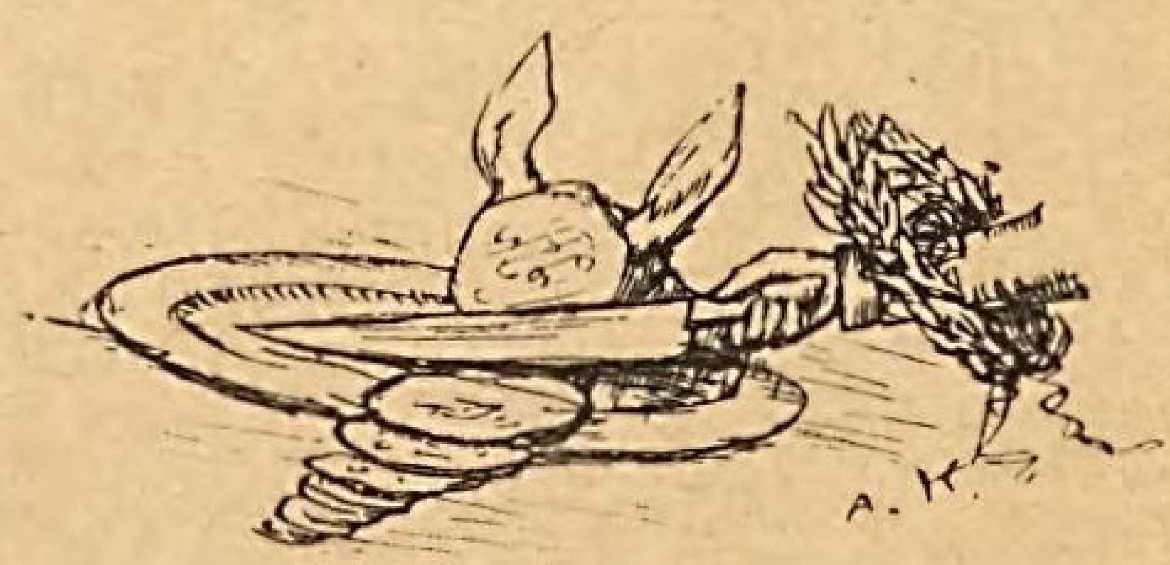
um alles in der Welt; sie bockt, schlägt aus und auf einmal — stößt die Malefiz-Bestie einen Schrei aus — Wiehern konnte man das nimmer nennen — und rennt mit mir — direkt dem Feinde entgegen. Ich schließe die Augen, ducke mich nieder auf den Sattelknopf, haue mit meinem Säbel wie verrückt in der Luft herum und — dahin geht's wie ein — heiligsiediges Donnerwetter mitten hinein in die feindliche Linie! Ich denke immer: jetzt kriegst du einen Hieb über den Schädel und dann ist's aus — ich schreie wie besessen: „Hurra! Viktoria!" und immer weiter stürmt der vermaledeite Maulesel mit mir in die feindlichen Reihen. Rings um mich ertönt wüstes Geschrei, Pferdestampfen, ich bin jetzt in Mitte der feindlichen Kavallerie, au weh — ötzt bist verloren! denk ich — mache die Augen noch fester zu, haue um mich wie blödsinnig und — da höre ich auf einmal neben mir rufen: „Pardon! Pardon!" ich mache die Augen auf und sehe — wie die ganze feindliche Mannschaft — auf den Knieen liegt und nur immer „Pardon!" schreit —; die feindlichen Kavalleristen lassen sich wie die Mehlsäcke von ihren Maultieren heruntergleiten und bitten gleichfalls kniefällig um Pardon! Ich schaue mich um, mein eigenes tapferes Beispiel hat auch auf die sämtlichen Maultiere meiner Schwadron eingewirkt; diese haben plötzlich — wie auf Kommando — sehr gegen den Willen ihrer Reiter Kehrt gemacht und sind ihrem alten Esel — das heißt mir oder vielmehr meinem — Hengst nachgesprengt, und haben auf diese Weise ihre Reiter — die feigen Kerle — noblenz — coblenz — mir nach in die feindlichen Reihen hineingetragen, so daß diese, über eine solche unmenschliche Tapferkeit ganz konsterniert — nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Waffen wegzuwerfen und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben! Denn meine Schwadron hielt geschlossen hinter mir. Also, so habe ich allein in der Schlacht bei Schottsylvania-Court-House vom 7. bis 12. Mai 1864 den Sieg errungen, 700 Gefangene gemacht und 400 Maulesel, sowie zahllose Armatur erbeutet. Meine feige Schwefelbande hab' ich alle



miteinander erschießen lassen — wollen; aber die Kerle waren — keinen Schuß Pulver wert! Solche Kreaturen, die gar keinen Funken Vaterlandsliebe und ka Ehrg'fühl nicht haben! Für mein furchtbar tapferes Verhalten in der großen blutigen Schlacht bei Schottsylvania-Court-House erhielt ich die große, goldene Tapferkeitsmedaille — so groß wie a Maßkrugdeckel — zur Belohnung — ich hab's, wie ich ka Geld net g'habt hab', „verkitscht" — sie wollten mich zum General machen — zum Präsidenten wollten's mich wählen — aber nein — mit solchenen Leuten will i nix zu thun haben — das seind Lumpen! Darum bin ich 'nüber nach Mexiko und hab' mich beim Kaiser Max anwerben lassen und" — „Grick! — Grick! — Grick!"

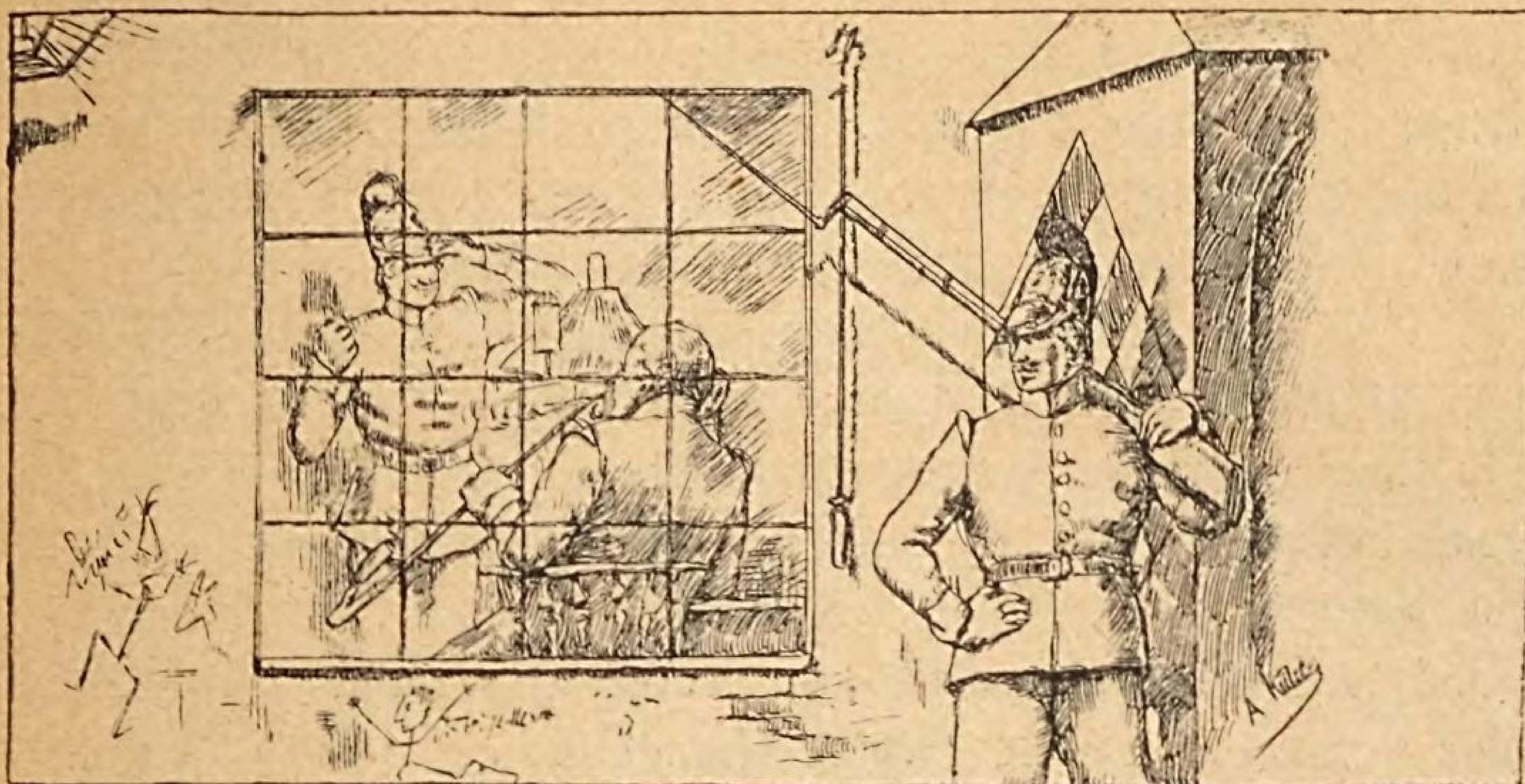
Doch kein „Grack" wurde mehr entgegengerufen. „Donnerwetter, ötzt san die Kerle alle eing'schlafen und lassen mich immer weiterpappeln! O, du lieber Gott! seind das Leut!"

Und der Held von Schottsylvania-Court-House legte sich auf die Seite und bald darauf schnarchte er wie eine Baßgeige.



VIII.

Ein Hexenmeister.



Der Feldwebel meldet beim Früh-Rapport dem Herrn Hauptmann „gehorschamst, daß der Korporal-Kadet Baumann um Urlaub bis nachts 12 Uhr bittet!“

„Wozu? Weshalb will der „Wasser-Kadet“ solange aus der Kaserne bleiben, Feldwebel?“

„Soviel er mir mitteilte, Herr Hauptmann, ist heute der Abschied eines Freundes von ihm; der wandert nach Amerika aus, und da wollen sie noch einen fidelen Abend miteinander verleben im „Schützengarten““ —

„Feldwebel, Sie wissen, ich habe diese langen Kneipereien nicht gerne; und wie ist der Kadet Baumann denn sonst?“

„Herr Hauptmann entschuldigen! ich möchte ganz „unzielsetzlichst“' der hohen Erwägung anheimgeben, diesen Urlaub **nicht** zu genehmigen, denn der Freund des Kadeten — sie wurden beide gleichzeitig vom Gymnasium in R., auch wegen Kneipens, dimittiert —, der Freund ist ein bedeutender „Hocker“ und der Kadet hat gleichfalls ein sehr starkes Gefälle im —

Hals, sowie einen sehr gründlichen Zug — aus dem Maßkrug; sonst führt sich der Kadet ja ganz gut; nur ist er ein wenig, wie man zu sagen pflegt — auf der Chokolade-Seite, Herr Hauptmann; er hat's hinter den Ohren!"

Infolge dieses dienstlichen Vortrages konnte mittags beim sog. „Ein-Uhr-Verlesen" der „Kreuzbauer" — das war der Spitzname für die Feldwebels — dem gespannt aufhorchenden Wasser-Kadeten die sehr angenehme Mitteilung machen, daß der Urlaub bis nachts 12 Uhr vom Herrn Hauptmann — „drei Minuten Kunstpause" — nicht genehmigt worden sei; „die Gründe werde ich Ihnen einmal unter vier Augen mitteilen!" Der Kadet ist im Moment ein wenig verblüfft, dann aber macht er sofort wieder ein ganz zufriedenes, heiteres Gesicht und lächelt stillvergnügt vor sich hin.

Beim Auseinandergehen von diesem Dienst-Appell sagt der Kadet „Würstl" bedauernd zu dem „Petschierten": „Ach das ist schade, daß du keinen Urlaub erhalten hast!"

„Nix G'wisses weiß man net", erwidert der Baumann und zwinkert dabei mit den Augen; „vielleicht, Brüderl, kommen wir heute abend doch zusammen!"

Der alte Gefreite Moschenbach kommt im Laufe des Nachmittags geheimnisvoll zu dem Korporal-Kadeten Baumann und spricht: „Herr Kadet, ich weiß was!"

„So, das wundert mich wirklich; nun, was weißt du denn?"

„Herr Kadet, nehmen's Ihnen vor dem Gefreiten Schnabel in Obacht; dös is ein Feinspinner! dös is dem Feldwebel sein Pollandi (Diener) und auch nebenbei sein heimlicher Spion; dös is ein ganz ein g'fährlicher Kerl, der Gefreite Schnabel, ich sag's Ihnen, Herr Kadet!"

„Hör' auf, Moschenbach, du machst mir ja ganz angst!"

„Herr Kadet" — seine Stimme sinkt zum Flüstern herab —, „der Schnabel is — Herr Kadet, unter uns darf man ja so was sagen, der Schnabel, ja dös is" — dabei schaut

er sich ängstlich nach allen Seiten um, als sei er soeben im Begriffe, dem Kadeten das größte, furchtbarste Staatsgeheimnis zu entdecken, „jawohl, der Schnabel is a — Petrefakt; es is g'wiß und wahrhaftig wahr" — fügt er nochmals feierlich bei —, „der Schnabel is a — Petrefakt!"

„Ah, o! A Petrefakt!" wiederholt erstaunt der Kadet — „ja, mein lieber Moschenbach, wenn der Kerl ein Petrefakt ist, dann darf man sich freilich vor ihm in Obacht nehmen! Ich danke dir sehr für deine Mitteilung; aber sei nur kalt, Gefreiter, der Petrefakt wird doch „g'schlenkt!"" (angeführt).

Die Kaserne in B. bildet ein im Süden, gegen den Main zu, offenes Quadrat. Das Haupteingangsthor, vor welchem Tag und Nacht ein Posten stand, war am südwestlichen Flügelende; in diesem Teil des Gebäudes, an der Straße gelegen, befand sich auch ein großes, sogenanntes „Notthor" für Brände u. dgl., welches jedoch stets verschlossen war und dessen Schlüssel auf der „Stockwache", i. e. Kasernwache, aufbewahrt wurde. Diese „Stockwache" war im Ostflügel der Kaserne, dem Haupteingang gerade diagonal entgegen, untergebracht und reihten sich an dieselbe die Arrest- und Gefängnis-Lokalitäten an. Um zur Stockwache zu gelangen, mußte man deshalb über den ganzen Kasernhof hinwegschreiten. Im I. Stocke des Westflügels über dem „Notthor" war im Jahre 1858 die 3. Schützenkompagnie des xten Infanterie-Regiments kaserniert; dieser Kompagnie gehörte der Held dieser Geschichte, Kadet Baumann, an, und zwar war er Zimmerkommandant von Stube Nr. 53. Vor dem Westflügel der Kaserne, vor dem Notthore, befand sich ein freier, mit Bäumen bepflanzter Platz, in dessen Mitte ein großer Brunnen sein Wasser aus vier Röhren in das tiefe, weite Becken sprudelnd entleerte. Diesem Brunnen gegenüber lag die Wirtschaft zum „Schützengarten" — von dem Besitzer König zu Ehren der häufig bei ihm einkehrenden „Infanterie-Schützen" also benannt.

Um 9 Uhr abends, im November — geht der Zapfenstreich und ist sodann Rapporteinnahme durch den Feldwebel du jour im Ostflügel der Kaserne vor der „Stockwache“.

Der Kadet Baumann meldet dem jourhabenden Feldwebel — es ist dies heute sein eigener „Kreuzbauer“ Wehrmann — gehorsamst, „daß sämtliche Leute der 3. Schützenkompagnie zu Hause sind“ und begiebt sich sodann in sein Zimmer Nr. 53 im I. Stock des Westflügels der Kaserne. Der jourhabende Feldwebel mußte anno dazumal bis nachts 12 Uhr auf der „Stockwache“ sich aufhalten, denn zu jener Zeit gab es noch keinen Offizier vom Kasern-Tagesdienst, sondern der Regiments-Adjutant hatte seine ständige Wohnung in der Kaserne und ihm oblag die gesamte Kasernen-Aufsicht und -Polizei, in welcher Eigenschaft ihn der Feldwebel du jour in seiner Abwesenheit zu vertreten hatte.

Nach der Abend-Rapport-Einnahme begab sich der Feldwebel Wehrmann ins Wachtzimmer, machte es sich bequem und zündete sich seine lange Pfeife an. „Gefreiter Schnabel, hole mir einmal eine Maß Bier im „Schützengarten“; ich habe Durst! Der Durst ist ein Laster und gegen Laster muß man mit allen Mitteln ankämpfen, also hole mir ein solches Gegenmittel, mein lieber Schnabel!“ Damals wurden Gefreite und Gemeine noch von allen Vorgesetzten per „du“ angesprochen. Der Gefreite Schnabel ist auf der Wache heute „Kalfakter“ oder Stubengefreiter und muß deshalb die leiblichen Bedürfnisse der Wachmannschaften herbeiholen; er vollzieht sofort den Befehl des Herrn Feldwebel und bald darauf steht vor dem Gestrengen eine frische Keller-Maß!

„Ah, aah! Das Bierl is gut“ — macht der Feldwebel, nachdem er einen langen, langen Schluck aus dem Kruge gethan — „das Bierl is gut, vor dem muß man „schultern und präsentieren!“

„Da drüben im „Schützengarten“ geht's lustig zu!“ berichtet der Gefreite.

„Da wird's net sehr lustig hergehen“, erwiderte der Feldwebel, „aber lustig wär's hergangen, wenn der Kadet Bau-

mann seinen Urlaub gekriegt hätt'; aber dem hab' ich's besorgt; dem hab' ich einmal das Lederzeug angestrichen, aber gründlich, dem Kadeten Baumann."

„O, der Kadet Baumann", fällt hier der Gefreite respektwiedrig seinem Vorgesetzten ins Wort, „der Kadet Baumann, der is drüben im „Schützengarten", der is kreuzfidel; g'rad hat er a ganze Maß Bier auf einen Zug austrunken! Ja wohl, Herr Feldwebel!"

„O mei, o mei, mein lieber Gefreiter", sagt der Feldwebel und schaut den Schnabel mitleidig an, „es läßt aber doch bei dir da oben" — und er deutet auf dessen Stirne — „schon bedeutend nach; du darfst jetzt schon bald das Zement-Schnupfen anfangen wegen deiner beginnenden Gehirnerweichung! Vor zehn Minuten hat der Baumann mir Rapport gemacht!"

„Der Kadet Baumann is drüben im „Schützengarten" — auf Ehr' und Seligkeit, Herr Feldwebel!"

„Laterne her!" poltert der „Kreuzbauer" und schon eine Minute später wandeln der Feldwebel und der Gefreite durch die leeren, nur im Sommer belegten, großen, weiten Gänge der Kaserne, vom Ostflügel durch den Mittelbau nach dem Kasernement der 3. Schützenkompagnie im Westtrakte im ersten Stocke. Der Feldwebel schnauft, das Stiegensteigen ist ihm beschwerlich; endlich stehen sie vor dem Zimmer Nr. 53, die Laterne beleuchtet die Aufschrift an der Thüre: Kadet Baumann, Korporal, Zimmerkommandant. Sie treten rasch ins Zimmer und beleuchten dasselbe; alles schläft und schnarcht und der — Korporal Baumann erst recht.

„Esel!" sagt der Feldwebel beim Verlassen des Zimmers zu dem Gefreiten, „alter Esel, hast's gesehen, wie dumm du bist?"

„G'seh'n hab' ich's scho, Herr Feldwebel, aber glaub'n thu' ich's doch net", erwiderte der Gefreite.

„Du bist ein — Horn!" Sonst sagt der Feldwebel nichts. Unverrichteter Sache kehren sie wieder zur Stockwache zurück.

„Mit der dummen Lauferei wegen dem alten Gefreiten da hab' ich nur wieder Durst kriegt! Schnabel, altes Kameel, hol' mir noch eine Maß Bier!" befiehlt sehr ungnädig der Herr Feldwebel.

Kaum steckt der Gefreite in der Wirtschaft zum „Schützengarten" den Kopf zur Thüre hinein, braust es ihm entgegen: „Hurra, der Gefreite Schnabel soll leben! Vivat hoch!" und der — Kadet Baumann ruft ihm noch extra aus voller Kehle zu: „Der Petrefakt Schnabel lebe hoch, Vivat hoch!"

Der Gefreite stutzt; der Kadet Baumann erhebt sich vom Tische, schlägt dem Gefreiten auf die Schulter und spricht: „Edle Seele, alter Schöps, ich zahl' dir extra eine Maß Bier, weil du so a — Petrefakt bist!" Er läßt ihm auch eine Maß einschenken.

Der Gefreite kann sich vor lauter Erstaunen kaum bedanken; er nimmt seine Maß, sowie die des Feldwebels und eilt hinüber auf die Stockwache.

„Herr Feldwebel, der Kadet Baumann is wirklich drüben im „Schützengarten"; er hat mir da die Maß Bier zahlt — ganz g'wiß, wirklich und wahrhaftig, Herr Feldwebel!"

„Alter Eseell — Maul halten und — Zement schnupfen!" ruft ihm der Feldwebel warnend zu. „Du wirst alle Tage dümmer! — aber das Bierl is gut!"

„Aber, Herr Feldwebel! Ich bitt' Ihnen doch um alles in der Welt! Ich hab' ja den Kadeten ganz deutlich g'sehn, er hat auch mit mir g'sproch'n: „edler Petrefakt", hat er zu mir g'sagt, auf die Schulter hat er mich g'haut und die Maß Bier da, die vor mir steht, die hat er mir bezahlt, dös thut doch kei' G'spenst net!"

„Was?" — sagt der Feldwebel — „die Maß Bier da hat er dir bezahlt? Dös is verdächtig!"

„Herr Feldwebel, dös is ganz sicher; der Wasserkadet is drüben in der Wirtschaft; da können Sie sich drauf verlassen."

„Gefreiter! Gefreiter!“ warnt der Feldwebel, „wenn du mich dösmal wieder anführst, dann geht's dir schlecht!“ „Laterne her!“ kommandiert der Feldwebel, und wieder wandern der Feldwebel und der Gefreite durch die langen Gänge; der Feldwebel schnauft wieder und wieder stehen sie vor dem Zimmer Nr. 53; sie treten leise ein; sie beleuchten die Betten; alles schläft und schnarcht und — der Kadet Baumann — erst recht.

Draußen vor dem Zimmer sagt der Feldwebel: „Gefreiter, alter Esel; jetzt sag ich gar nix mehr! Du bist ganz polizeiwiedrig dumm! Wenn du aber noch einmal den Kadeten Baumann drüben im „Schützengarten“ siehst und machst mir Meldung — dann sperre ich dich ein, du alter Schafhammel, daß dir die Rippen krachen! Verstanden!“ Der Gefreite läßt die Ohren hängen und unverrichteter Sache kehren sie wieder auf die „Stockwache“ zurück.

„Und er war's doch!“ knurrte der Gefreite und trinkt seine geschenkte Maß in stillem Ärger hinein.

Der Wachkommandant — Korporal Prechtel — hat auch Durst — Laster sind ansteckend! — und deshalb muß der Gefreite Schnabel seines Amtes walten und ihm auch eine Maß Bier holen. Auf einmal stürzt der Gefreite wieder ins Wachzimmer, den Maßkrug leer, ungefüllt in der Hand.

„Herr Feldwebel und wenn's mich gleich totschlagen: ich sag's noch amal, der Wasserkadet Baumann sitzt doch drüben im „Schützengarten“ und trinkt und singt: „Alleweil fidel, fidel!““ u. s. w.

„Kerl, hast du denn einen Rausch, daß du heut' überall den Kadeten Baumann siehst? Laß mich aus; kein Wort weiter oder — drei Tage bei Wasser und Brot.“

„Herr Feldwebel — meinetwegen drei Wochen, wenn's dösmal net wahr is“ — versichert der Gefreite. — „Herr Feldwebel dürfen ja nur mit hinüber zum „Schützengarten“ geh'n, da kann man von der Straße aus ins Zimmer seh'n; der Vorhang is ein wenig zurückgezogen; ja wohl, Herr Feld=

webel, drüben sitzt wirklich und leibhaftig — auf Ehr und Seligkeit! — der Kadet Baumann und singt und trinkt und singt."

„Gefreiter! Gefreiter! Das dritte Mal! Wenn du mich aber dösmal nochmals „anschmieren" thust, dann gnade



dir der liebe Himmel! Ich schneide dir die Ohren 'runter, so wahr ich Feldwebel bin! Verstanden!" Und der Herr Feldwebel und der pflichteifrige Gefreite gehen selbander über den Kasernhof hinüber zum Kasernthore hinaus an die Wirtschaft zum „Schützengarten". Sie „spitzen" beide zum Fenster hinein, und — wirklich und leibhaftig sitzt da drin im Zimmer der — Kadet Baumann, hebt den Maßkrug in die Höhe und ruft:

„Es leben alle schönen Mädchen! — Alle die uns küssen thun! Vivant hoch! Es lebe das Bier und die Lieebe!“

„Donnerwetter! Nein, da hört sich aber doch wirklich alles auf; wirklich, da sitzt er! Nein, aber dös is doch net möglich, wie kann denn der Malefizkadet so plötzlich da herüben sein; am Kasernthore steht doch ein Posten —“

„Nun, Herr Feldwebel, hab' ich net recht g'habt?“ fragt im Tone der gekränkten Unschuld der brave Gefreite.

„G'seh'n hab' ich's; ich seh's noch! Aber glauben thu' ich's deswegen doch net“ — erwidert nunmehr der Feldwebel, genau so, wie ihm der Gefreite bei der ersten nächtlichen Visitation geantwortet hatte.

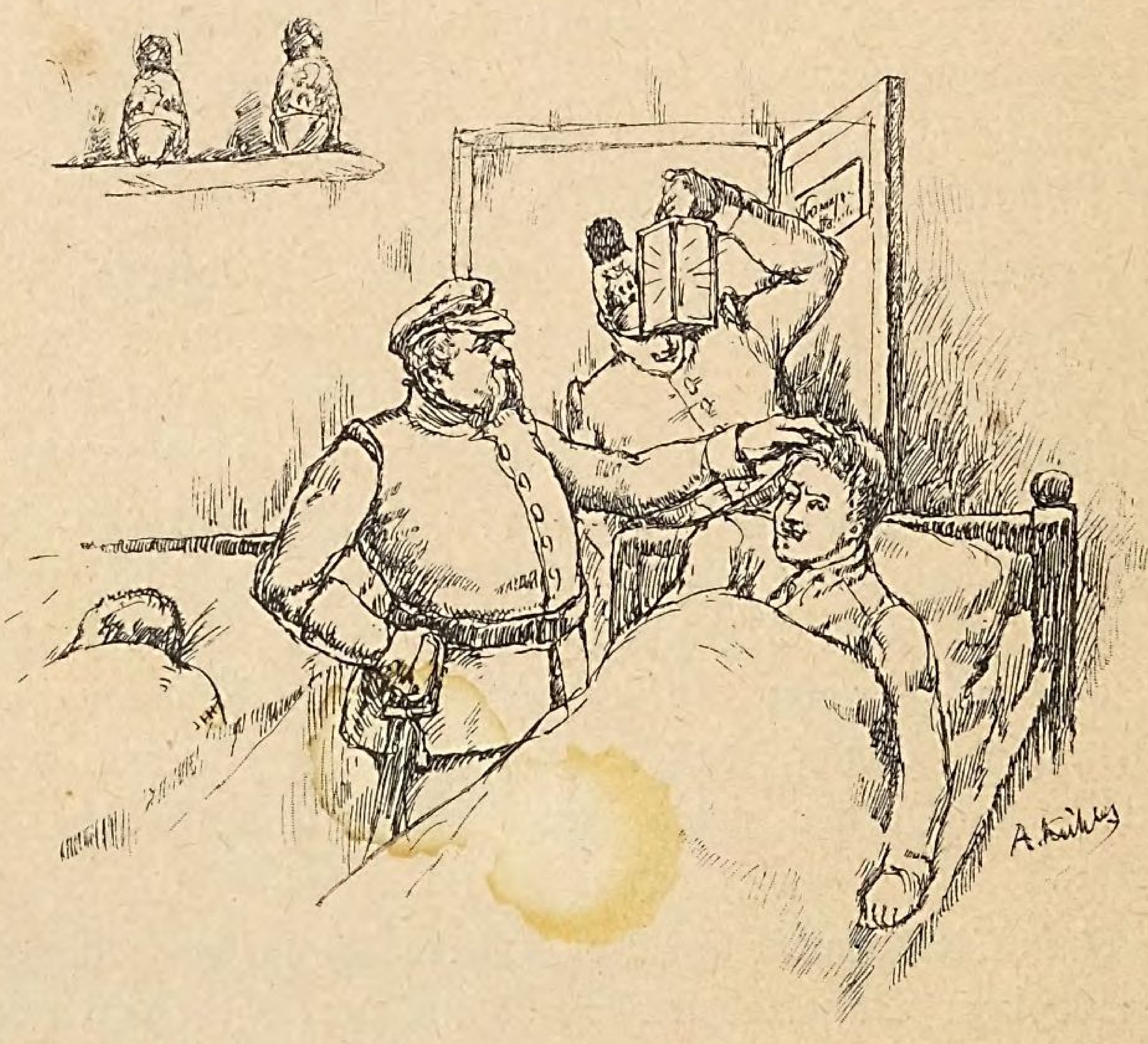
„Schnabel! Laufschritt! Zurück in die Kaserne! Diesmal fang'n wir den Vogel doch! Entweder er is da drin im Wirtszimmer oder — er liegt daheim in seinem Bett; also, g'schwind nochamal in seinem Zimmer nachschauen, ob denn der Wasserkadet mit dem —††† Gottseibeiuns einen Packt abg'schlossen hat, denn mit natürlichen Dingen geht dös net zu! Also Marsch! Marsch!“ und sie eilen in die Kaserne zurück. „Posten!“ ruft er im Vorbeilaufen der Schildwache zu — „Posten, gieb Obacht, daß niemand in die Kaserne hereinkommt!“ und weiter geht's im Laufschritt auf die Stockwache zu.

Im Wirtszimmer drüben flüstert in diesem Augenblick der Wirt dem Wasserkadeten Baumann zu: „Ihr Kreuzbauer und der Schnabel hab'n beim Fenster 'reing'schaut!“ — „So, so“, — macht der Kadet, — „nun, die zwei Spitzl erwischen mich doch net; o je!“

Der Feldwebel und der Gefreite zünden auf der Stockwache die Laterne an, und wieder wandern sie zweibeide. — diesmal in beschleunigtem Tempo — durch die weiten Gänge der Kaserne; diesmal schnauft der „Kreuzbauer“ tüchtig, und wieder stehen sie vor der Thür vom Zimmer Nr. 53. Leise machen sie die Thüre auf, vorsichtig leuchten sie ins Zimmer;

alles schläft und schnarcht und der — Kadet Baumann erst recht.

Er liegt ruhig in seinem Bette, hat sich ganz nach der Seite gewendet, sodaß nur der schwarz behaarte Hinterkopf des Schlafenden sichtbar ist; er liegt ganz still. „Haha!" — denkt sich der Feldwebel — „dös Manöver kennen wir schon! Mein lieber Kadet! mich alten Vocativus führen Sie



net an! Da sind Sie doch noch zu jung dazu! Mein Lieber! Ich weiß schon, da hat der Herr Kadet bloß seinen Raupenhelm ins Bett gelegt, sodaß die Raupe oben aus der Decke herausschaut und da meint der — Schlaumeier — er führt mich alten Fuchs mit solchen G'spaßeteln auf den Leim; o, mein Lieber — es sieht aus, als ob ein Mann mit schwarzen Haaren im Bette liegt; dös is an alter Witz bei unserm Raupenhelm; mit dem Kunststück importieren

Sie mir aber net", und er langt mit der Hand nach dem Helmkamm, der Raupe — um das corpus delicti — den Raupenhelm — hervorzuziehen, da — fährt der Kadet Baumann mit einem Schrei herum und schaut halb schlaftrunken, halb unwillig dem Feldwebel ins Gesicht. . „Aber, Herr Feldwebel! Ich muß doch ganz gehorsamst bitten, daß Sie mich jetzt bei nachtschlafender Zeit auch schlafen lassen, es ist jetzt schon das drittemal, daß Sie mich persönlich visitieren und im Schlafe stören; ich werde mich morgen beim Herrn Hauptmann hierüber beschweren!"

„O Jesses! Jesses! Herr Kadet! es thut mir leid, daß ich Sie im Schlafe gestört hab'", entschuldigt sich der Feldwebel, der ist „ganz paff", „ich hab' g'meint, ich hätt' Sie drüben im „Schützengarten" sitzen sehen und jetzt — sind Sie doch da herin in Ihrem Bette! O Jesses! Merkwürdig! Sehr merkwürdig!" spricht der Feldwebel, indem er das Zimmer verläßt.

Draußen auf dem Gange sagt er zum Gefreiten: „Hast du's jetzt gesehn? Du hast ihn drüben beim Schützengarten sitzen sehen, ich hab ihn sitzen sehen; und doch is der Kadet net g'wesen! Wenn dös keine Hexerei is, dann will ich auf der Stelle ein Eichhörndl werd'n! Dös is ein Hexenmeister!"

Hätte kurze Zeit darauf der diensteifrige Feldwebel wieder im „Schützengarten" zum Fenster hinein „gespitzt", dann hätte er doch wieder den „Wasserkadeten" Baumann ganz fidel im Kreise seiner Freunde sitzen sehen können; er hätte sehen und hören können, wie derselbe in lustigster Laune die „Zupfgeige" (Guitarre) spielte und dazu sang:

„An alter Fuchs — a junger Fuchs,
Die sind halt beide schlau,
Doch wer der Allerschlaueste is,
Dös weiß ich ganz genau!
Dös weiß ich ganz genau!"

und sie tranken bis zum hellen Morgen.

Es war im Jahre 1859. Bei den damaligen kriegerischen Zeitläuften wurden auch in Bayern zahlreiche Veränderungen im Offizierskorps vorgenommen und demgemäß auch unser „Wasserkadet" Baumann zum Unterlieutenant im xten Infanterie-Regiment befördert. Der Herr Feldwebel gratuliert dem neugebackenen Lieutenant, seinem nunmehrigen Vorgesetzten, „bedauert, daß derselbe aus dem Regimente scheidet; beim Herrn Hauptmann habe er ihm stets die Stange gehalten u. s. w."; „aber", fährt er fort, „Eins, Herr Lieutenant, ist mir heute noch ein Rätsel; ich meine damals, wie Sie im „Schützengarten" und — gleichzeitig auch in Ihrem Bette waren! Herr Lieutenant sind ja der reinste Hexenmeister!"

„Nein, Feldwebel! Hexenmeister bin ich keiner, denn — „Geschwindigkeit ist keine Hexerei" — die Sache ist sehr einfach! Sehen Sie, hier habe ich einen Nachschlüssel zum Notthor gegen die Straße zu. Dieser Schlüssel kursiert schon seit unvürdenklichen Zeiten bei uns — Wasserkadeten! Einer übergiebt ihn dem andern! Mit diesem Nachschlüssel konnte ich also die Kaserne ganz bequem durch das Notthor verlassen, trotzdem der Posten ganz in der Nähe steht; der Brunnen deckte mich und sein Rauschen übertönte meine Schritte. Wenn der Schnabel Bier geholt hatte, konnte ich mir denken, daß er Ihnen Meldung macht und Sie dann in meinem Zimmer nachvisitieren werden. Mit einigen Sprüngen war ich über der Straße, zum Notthor hinein, die Stiege hinan und in meinem Zimmer; mit Stiefeln und Hosen ins Bett und dann schön — geschlafen! Sie, mein lieber Feldwebel, mußten dagegen erst von der Stockwache aus, von einem Flügel zum andern durch die ganze Kaserne gehen, während ich es näher hatte. Das ist also sehr einfach!"

„Aber, Herr Lieutenant! Dös hätt' ich doch net gedacht! Da wär ich net drauf komma, auf dös — Manöver."

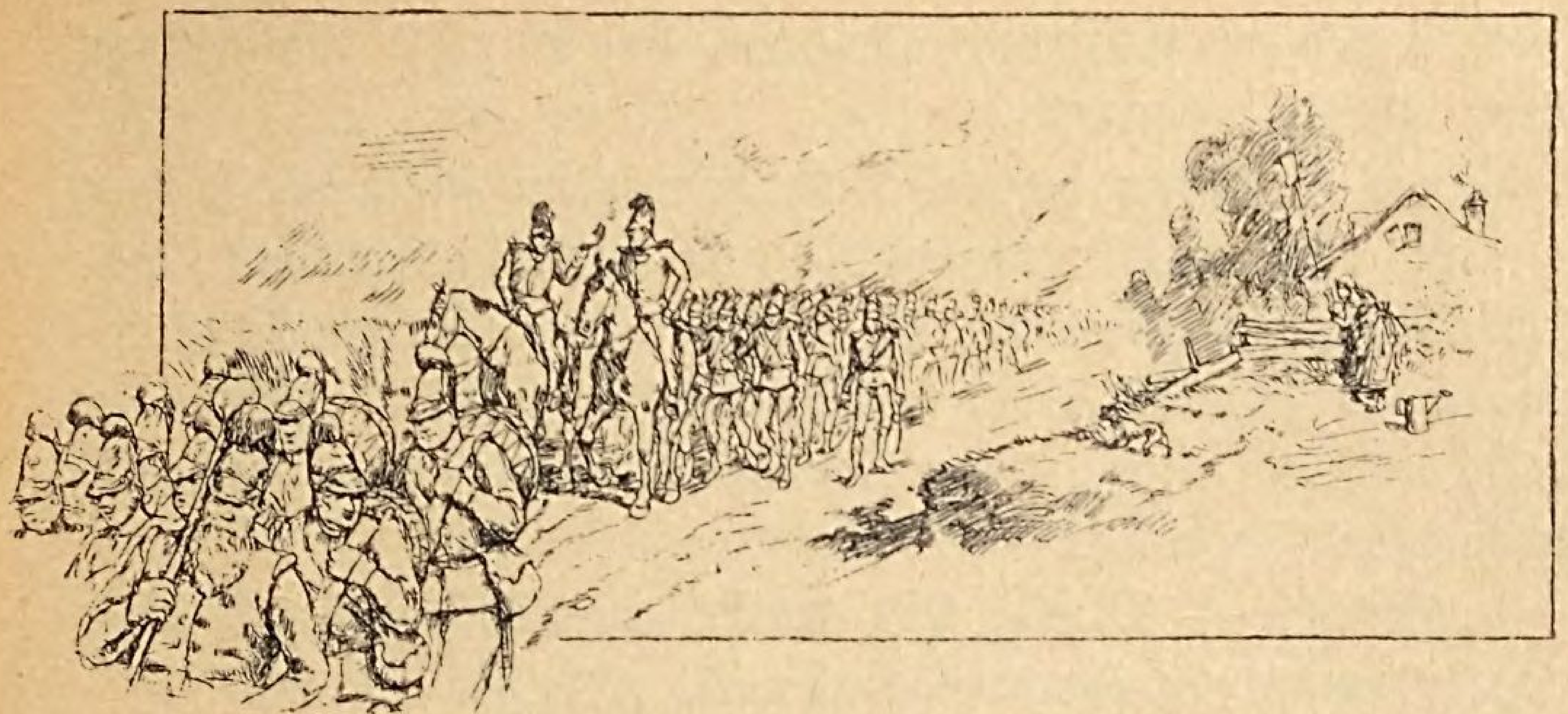
„Feldwebel! Nehmen Sie den falschen Schlüssel an sich, damit Sie nicht wieder unnötige nächtliche Promenaden

machen müssen!" spricht würdevoll der neugebackene Lieutenant; „ich meinerseits will den Schlüssel den — nach mir kommenden Wasserkadeten — doch nicht übergeben — mögen sie für sich selber sorgen — wie sie nachts aus der Kaserne hinauskommen "



IX.

Einquartiert.



Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.

Eine Infanteriekolonne windet sich, einer Riesenschlange gleich, auf staubiger Landstraße dahin. Es geht gegen die Mittagszeit zu. Hoch steht die Sonne am Himmel und brennt auf die ermüdet dahinschreitenden Krieger hernieder; stumm und still schieben sich die Sektionen weiter; niemand hat Lust zum Sprechen, noch weniger zum Singen — alles sehnt sich nach kurzer Rast.

Der Herr Gefreite Moschenbach „hatscht" dahin — ganz „dermatscht". Der „Mockel" legt sich schwer auf den Rücken des Mannes; unwillig schiebt er den Tornister immer wieder höher, wenn derselbe ins „Kreuz" hinabgerutscht ist.

„Kruzitürken! Dös Kalbfell dürf' mer auf dem Buckel 'rumtrag'n, aber dös Fleisch hat wer anders 'gessen!" flucht er vor sich hin. „Herrgott, etzt is mir scho zu dumm mit der Marschiererei."

„Ja, Schorschl", bemerkt hier der Huber-Franz, „da mußt du dich scho zur berittenen Gebirgsmarine-Artillerie versetzen lassen, da wirst immer auf dem Marsch in einem vier-

sitzigen Landauer spazieren gefahren, da brauchst nimmer zu laufen; dös is nobel!"

„Franzl, wenn du manst, du kannst mi stimmen, da —"

„Bataillon halt!" blasen die Hornisten, schlagen die Tamboure auf ihren Trommeln; es wird gerastet. An einem Waldsaume lagert das Bataillon; die Gewehre sind in Pyramiden gestellt, und die Offiziere und Mannschaften verzehren den mitgenommenen Proviant.

„Muckl! — Muckl! Wo bleibt denn das Kamöl", fragt der Herr Hauptmann von Schmiergel, „Muckl! Muckl!"

Da kommt der treue Diener angestürzt, bepackt wie ein Maulesel. Wer kann sich heute noch einen „marschfertigen" Offiziersdiener von annodazumal vorstellen? Zu jener Zeit trugen die Lieutenants noch nicht die — so reizend schönen — Offizierstornister, die Hauptleute waren noch nicht beritten, weshalb dem armen „Bedienten" alles aufgepackt wurde, was der Offizier für mehrere Tage nötig hatte.

Die Burschen trugen die sogenannte Bediententasche, in welcher Leibwäsche, Waschutensilien, Hausschuhe, Proviant, Zigarren, Handschuhe und so weiter für den Herrn untergebracht waren; hierzu in einem Wachstuchfutteral — gerollt — den Doppelmantel desselben auch im Sommer! Ferner die „Dienstesvorschriften" — ein Buch von der Dicke einer Bibel — welche jeder Offizier im Felde und auf Märschen mit sich tragen mußte; sowie seines Herrn Schirmmütze; weiter wurden dem Unglücklichen noch Kaffeemaschinen, Pickelsteiner-Fleischkochmaschinen, Beefsteakroste, Kaffeemühlen und so weiter aufgeladen; sogar einen Kanarienvogel im Käfig hatte ein alter Oberlieutenant seinem Diener für die Manöver zum Mittragen übergeben. „Aber, aber, Herr Oberlieutenant — was zu viel ist, ist zu viel, der Vogel bleibt da!" hatte der Herr Major ganz energisch befohlen. Das „Zamperl" — der Leibhund des Herrn Oberlieutenants durfte jedoch seinen Herrn begleiten. Der arme Teufel von Diener hatte selbstverständlich auch noch sein eigenes Gepäck nebst Brotbeutel umhängen, so daß er

unter diesen Lasten fast zusammenbrach. Wer je den seligen „Papa Lang" in Staberls „Reiseabenteuern" gesehen, kann sich ungefähr einen klaren Begriff machen, wie ehedem ein auf dem Kriegspfad wandelnder Offiziersbursche aussah!

„Muckl! Du Faultier — wo bleibst du denn wieder? Ich will jetzt frühstücken! Pack aus, was du mitgenommen hast für mich auf dem Marsche!"

Der „treue Sklave" öffnet seinen Brotbeutel, um das Frühstück seines Herrn zu servieren.

Erster Gang: Eier! „Au weh! die hat's zerdruckt!"

„Schafkopf, warum hast du denn keine harten Eier genommen?"

„O, Herr Hauptmann, i hab's vergessen, und da hab' i heut' früh in der G'schwindigkeit frische, rohe g'kauft!"

Zweiter Gang: Schinken! „Kreuzelement, den hast du wieder nur in Zeitungspapier eingewickelt, und da hat sich die ganze Schrift hier auf dem Schinken abgedruckt! O, o, ein solches Heupferd! Wo ist das Brot? Pfui Teufel! Das schmeckt ja nach Seife und hier — hier am Brote sind auch Wichsflecken." — „Schwapp — Schwapp" knallt es dem Muckel um die Ohren. „Jetzt hat dieses Rind — die Seife und die Wichsschachtel auch noch im Brotsack zu meinem Brote verpackt! Kerl! Mach, daß du schleunigst verdufteſt, denn sonst vergesse ich mich und es giebt ein Unglück!"

Der „links abmarschierte Schlaumeier" ergreift die Flucht und der Herr Hauptmann fährt fort, noch längere Zeit höchst ehrenrührige Vergleiche aus dem Tierreiche mit seinem verlässigen Diener anzustellen. Alles Schimpfen half jedoch gar nichts, denn geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Von seinen Offizieren wurde dem Herrn Hauptmann kein Anerbieten gemacht, an ihrem Frühstück teilzunehmen, denn die Harmonie zwischen den Herren war leider keine sehr erfreuliche. Ohne Frühstück mußte der beklagenswerte Kompagnievater seinen Weg fürbaß wandeln; er war in so rosiger Laune wie ein Königstiger, der in der Menagerie nach den ihm vorgehaltenen Fleisch-

stücken vergebens springt. Wenn der „Muckl" heute abend noch nicht umgebracht ist, darf er von großem Glücke sagen, denn auch der Wein, den der Muckel noch für seinen Herrn mitgenommen hatte, war ein so „schändlicher Rachenputzer", daß der Hauptmann in gerechter Wut den Wein mitsamt der Flasche auf einen Steinhaufen warf, wo dieselbe natürlich in Scherben ging.

Eine halbe Stunde ist verflossen. Der Marsch wird wieder fortgesetzt. Die Leute sind neu gestärkt, frisch und munter, und nun beginnt das Singen wieder — in wunderbar schöner Weise und reichster Abwechslung. Einer fängt an — immer dieselben alten Lieder —:

„Mein Arm ist vor dem Vaterland —
Mein Dorscht ist vor dem Bier!"

kann jedoch dieses herrliche Gedicht nicht zu Ende singen, denn schon erschallt es im Chorus:

„Der Hauptmann, er lebe, er geht uns kühn voran!"

— inzwischen patscht derselbe hinter der Kompagnie drein, denn er ist wohlbeleibt und hat sich ein wenig — aufgegangen.

„Du strahlloses Mädichen, wie kommst du's in den Wald herein?"

fragt ein anderer in hohen Fisteltönen.

„Und mein Hündlein jagt, mein Herz, das lacht;
Du strahlloses (strahläugig) Mädichen,
Bleibe du's bei mir,
Bleibe du's bei mir — als Jäääägerin!"

Die Antwort des „strahllosen Mädichens" erfahren wir jedoch nicht, denn schon hat einer die Majorität der Sänger auf seiner Seite, welcher singt:

„Napolium, du Schustersgeselle,
Du saßest so frech auf deinem Throoon,
Und in Deutschland, da warst du so strenge,
Doch in Rußland empfängst du's deinen Loohn."

Und nachdem die Herren Krieger noch die für das Vaterland außerordentlich tröstliche Versicherung abgegeben:

„Wir stehen so fest, als wie die Mauern,
Und wir Bayern, wir — fürchten uns nicht!"

bemächtigt sich ein anderer der wogenden Melodien und singt mit dem schönsten „Krampfaderntenor“:

„Dem Sohne des Mondes und der Erde!“

„Blödsinn!“ ruft ihm der Herr Kadet von Würstl zu, „es heißt: Dem Sohne des Ruhmes und der Ehre!“

„Meinetsweg'n a! Nachher singt ihr weiter, wenn ihr's besser wißt's!“ entgegnet tief gekränkt der edle Sänger.

Sofort springt für ihn ein dritter ein, dem sich alsbald die ganze Sängerschar zugesellt, denn er hat das schöne Marschlied angestimmt:

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,
Oeffnen die Mädchen Fenster und Thüren!
Warum? — Darum! Bloß weg'n dem
Tschinteretta — Bumteretta — Tschinteretta Bumm!“

und das können alle, darum tönt es laut und kräftig aus allen Kehlen und besonders das „Tschinteretta“ und so weiter wird mit offenbarer Begeisterung zum Vortrag gebracht! Auch dieses schöne Lied geht zu Ende.

Ein Solist läßt sich hören! Es ist der Schneider Schertel! ein weit gereister Mann, der auch in Leipzig, „Draesden“ und „Jene“ gewesen ist: er „meckert“ ein wenig, als er beginnt:

„Edelmann, Bibelmann, Kollegialrat!
Postmeister, Säbelmann, Bockelmann,
Hurra!“

und erläuternd setzt er bei: „Das ist ein Kommerslied, das die Herren Studenten in Jene immer gesungen haben, wenn ich bei ihnen zum Kommers eingeladen war, „denn in Jene lebt sich's bene“.“

„Geißbock! Was hast du da wieder für ein Blech gesungen: Edelmann, Bibelmann und so weiter?“ fragt der Kadet von Würstl.

„Das ist ein Kommerslied, Herr Kadet, das in Jene —“

„Die Herren Studenten nicht gesungen haben, denn es heißt, du großes — Horn: nicht Edelmann, Bibelmann, sondern »Edite, bibite collegiales« und so weiter,

was du, Geißbock, in solch blödsinniger Weise verhunzt hast; hör auf, denn sonst bekomm' ich Leibweh!"

Der Schneider brummt noch etwas für sich, dann ist er still. Auch die übrigen Sänger werden matter; es wird nochmals das Chorlied angestimmt:

„Soldatenleben heißt allweil lustig sein!
(Wird wiederholt.)
Wenn andre Leute schlafen, da mußt du wachen,
Mußt Schildwach stehn, Patrouillen gehn!"

aber schon nach der dritten Strophe ist der Text den meisten nicht mehr bekannt. Einer weiß nur noch:

„Im Rosengarten, will ich's deiner warten,
Im weißen Klee, im grünen Schnee!"

dann ist's aus.

Müde marschieren die Leute weiter, denn die Sonne „meint es gar zu gut" und sendet ihre heißesten Strahlen auf die marschierende Truppe, welche verdrossen und schweigsam auf der Straße weiter zieht, in dichte Staubwolken eingehüllt.

Der Gefreite Moschenbach schleppt sich mühsam weiter; er hat den Helm im „G'nack" hinten sitzen; das „Krawattl" im Knopfloch der Uniform hängen und ist ganz erschöpft. Da birscht sich sein Spezzi, der Huber-Franz, wieder an ihn heran.

„No, wie geht's denn, Schorschl?"

„Laß mi aus!"

„Brüderl", sagt der Franzl, „wenn wir jetzt daheim auf so an schönen Felsenkeller sitzen thäten, so recht schön schattig, und wir hätten, grad so jeder, a ganz a frische Kellermaß vor uns stehn!"

„Hör auf, Franzl — ich rat dir's im guten!"

„Und, Schorschl!" fährt der „Malefizkerl" fort, „wenn mer so den Deckel aufmacht von dere ganz frischen Kellermaß und blast so eini in dös Bierl, daß so der weiße Schaum umananderfliegt, dös war' dir leicht lieber, als jetzt noch drei

Stunden bei der Prügelhitz' marschieren! Meinst net a, Schorschl?"

Der Moschenbach richtet sich in die Höhe, dreht seine „Salzbüchseln" — so nennt der Soldat die Augen — fürchterlich heraus, holt mit der Hand weit zum Schlage aus und knurrt, heiser vor Durst und verhaltener Wut:

„Huber! Huber! Wenn du mir jetzt noch a anzig's Wörtl sagst, dann wisch ich dir aber a Paar herunter, daß du vier Wochen lang im Galopp rennen thust, du erbärmlicher Loder, du", worauf der Huber-Franz abschiebt, denn der Moschenbach raucht keinen Guten.

Und weiter geht's in Staub und Sonnenbrand, dem heutigen Quartiere — Xheim — zu.

„Hurra!" ruft plötzlich einer, „da liegt ja das Nest", und bald marschiert das Bataillon stramm, in bester Ordnung im Dorfe ein.

Der quartiermachende Offizier meldet dem Herrn Major von Spreißler gehorsamst, daß die Quartiere richtig gemacht sind. „Der Herr Major selbst", so fährt er fort, „sind beim Herrn Pfarrer einquartiert und derselbe ist ein Schulkamerad des Herrn Majors von der Lateinschule her!"

„Wie heißt er denn?"

„Griesmayer, Herr Major!"

„O, der Griesmayer, ja freilich! Der Griesmayer und ich war'n gar gute Kameraden in der Lateinschule! O, das freut mich! Das haben Sie aber sehr gut gemacht, Herr Lieutenant, ich bin sehr zufrieden mit Ihnen! Ich danke Ihnen!" Er reicht dem jungen Offizier freundlich die Hand. „Wissen's, Herr Lieutenant, bei einem Pfarrherrn speist man nicht schlecht!"

„Entschuldigen, Herr Major, aber die Offiziere sind nur auf Dach und Fach — ohne Verpflegung — einquartiert!"

„Weiß ich alles, mein Lieber, aber — bei einem alten Bekannten, bei einem Jugendfreund! Ich bitte Sie, da ist es ja gar nicht anders möglich! Herr Lieutenant, ich sag' Ihnen, heute speise ich nobel!"

Der Herr Major kommt in sein Quartier zum Herrn Pfarrer; der ist etwas verlegen; er weiß nicht, wie er sich dem Major gegenüber verhalten soll, ob derselbe noch der früheren Jugendfreundschaft eingedenk ist, ob er in seiner jetzigen hohen Stellung —

„Grüß Gott, alter Griesmayer, auch Portus geheißen! Grüß Gott, altes Haus!" ruft der Major seinem Jugendfreunde zu und streckt ihm beide Hände zum Gruße entgegen. „Wie geht's dir denn, würdiger Parochus hiesiger Gemeinde?"

Der Pfarrer, ein langer, hagerer Herr, macht ein Gesicht, als ob er gerade einen Schoppen Essig, mit Zucker vermischt, getrunken hätte; er begrüßt jedoch seinen Jugendfreund gleichfalls recht herzlich und zeigt sich über dessen Wiedersehen sehr erfreut.

Ein „Willkommen!", blumenbekränzt, prangt über der Thüre.

„Respekt, Portus; aber diesen festlichen Empfang hatte ich doch nicht erwartet!"

„Entschuldige, lieber Herr Major, das ist eigentlich nicht deinetwegen da, sondern neulich war der hochwürdigste Herr Bischof bei mir zur kanonischen Visitation, und da ist dieses Plakat hängen geblieben."

„Ah, soo! Portus, alter Freund, zum Diplomaten hast du wenig Anlage; nun, es ist auch so besser."

„Hier, lieber Herr Major, hier sind deine Zimmer!" Mit diesen Worten stellte der Pfarrherr seinem Gaste einige sehr hübsche, freundliche Zimmer zur Verfügung und empfahl sich, ohne jedoch irgend eine Bemerkung bezüglich des Mittagessens gemacht zu haben.

Der Major machte es sich bequem und harrte der Dinge, die da kommen sollten; sie kamen aber nicht — nämlich die „guten Dinge", die er zum Mittagessen erwartet hatte, denn der Herr Pfarrer ließ sich nicht mehr sehen und auch eine Einladung zum Mittagessen erfolgte nicht. Der Major hatte einen Bärenhunger; es war nachmittags zwei Uhr geworden,

bis das Bataillon in Xheim angekommen war. Er war seit früh fünf Uhr im Sattel gewesen und nunmehr vollständig in der Lage und Laune, in das reichhaltigste Diner kräftiglichst einzuhauen, und er schlug von Haus aus eine „gute Klinge“.

Der Major wartet und geht in seinem Zimmer auf und ab; keine Eßglocke läutet! Schon drei Uhr nachmittags und noch keinen „warmen Löffel in den Leib bekommen!“ Der Major gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, was er verschlinge! „Vor der Fütterung sind sie am wildesten!“



„Nazi“, beauftragte er seinen Diener, „Nazi, spekuliere einmal drunten ein wenig in der Küche herum, ob denn nicht bald das Mittagessen fertig ist. Ich hab' fürchterlichen Hunger; mir wird ganz schwach im Magen!“

Der Silberdiener thut nach seines Herrn Gebot. Er kann jedoch nur dem Herrn Major „gehorsamst“ melden, „daß kein Funk' Feuer auf dem Herde ist“, woraus zu schließen, daß „mit den Vorbereitungen zum Speisen noch nicht begonnen worden sei“.

„Kruzitürken, Himmelelementen!“ flucht der Major, „ein solch erbärmlicher Hungerleider, der nicht einmal einen alten Jugendfreund zum Essen einladet! O, der Griesmayer war schon auf der Schule ein pauperer, schofler Kerl! Und ich — alter Esel — hab' das Schmollis mit dem — Geizkragen wieder erneuert, weil ich ihn doch für anständiger gehalten habe.“

Wohl oder übel muß sich der hungrige Kriegsmann entschließen, sich im Wirtshause nach etwas Eßbarem umzusehen. Als er das Pfarrhaus verlassen wollte, begegnete ihm sein „Spezl“ auf der Treppe.

Der Major würdigt ihn keines Blickes, sondern ist kalt wie — eine Hundsnase. Der Pfarrer spricht ihn an:

„Du wirst wohl zum Essen gehen wollen, lieber Freund; ach, im Wirtshaus soll man, soviel ich höre, recht gut und billig essen; ich hätte dich sehr gerne zum Mittagessen eingeladen, aber — meine Nanny — wollte sagen meine Haushälterin, hat —“

„O, bitte, Herr Pfarrer,“ unterbricht ihn hier der Major, „ich bin ja nur bei Ihnen auf Dach und Fach einquartiert, habe also keinen weiteren Anspruch auf Gastfreundschaft zu machen! Guten Tag!“ Er langt an den Mützenschirm und verläßt das Haus.

Draußen stößt der Major einen leisen Pfiff aus.

„Aha, so läuft der Hase! Armer Kerl! Auch unterm Pantoffel!“

„Dieses „auch“ läßt tief blicken“ — sagt Sabor.

Der hungrige Major kommt ins Wirtshaus.

„Was giebt's zu essen?“ fragt er den Wirt.

Der dreht sein Hauskäppchen verlegen in der Hand hin und her:

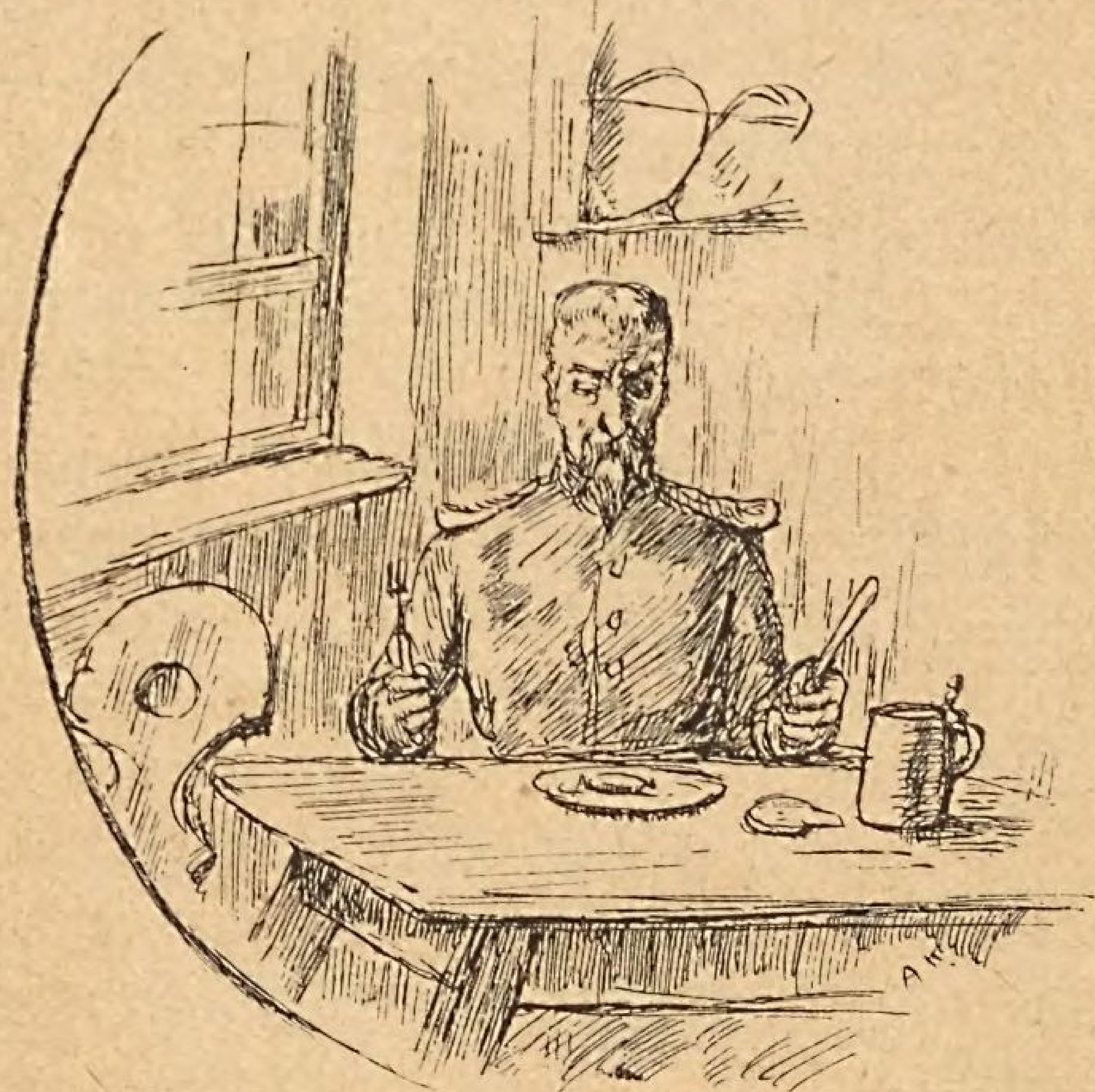
„Au weh, au weh, Herr Major, da schaut's scheu aus. Weg'n der vielen Suldaten ham mir gar nix mehr! O, Jeckerl.“

„Zwa Regensburger (Würstl) san noch da!“ ruft die Wirtin aus der Küche herein, „und an Streichkaas hamer a noch!“

„Wenn der Teufel Hunger hat, frißt er Mucken", denkt sich der arme Bataillonskommandeur und läßt sich die zwei „Regensburger" servieren und zwar heiß.

Gemeinsame Diners der Offiziere auf Märschen sowie Offiziersspeiseanstalten überhaupt gab es zu jener Zeit noch nicht.

„Abgelagerte Würste, frische Zigarren! scheint hier die Geschäftsdevise zu sein!" brummt der Major, als er sein lukullisches Mahl einnimmt. „Pfui Teufel!"



„Melde dem Herrn Major gehorsamst, daß ich nach Dingshausen als Quartiermacher abgehe!" rapportiert der Lieutenant seinem Vorgesetzten, während dieser in den gastronomischen Genüssen der „Regensburger" schwelgt.

„Donnerwetter!" denkt sich der Lieutenant: „Der Herr Major speist aber heut' einmal nobel!"

„Herr Lieutenant — wenn Sie mich noch einmal bei einem Pfarrer und insbesondere bei einem Jugendfreund von mir einquartieren, dann gebe ich Ihnen — drei Tage Stubenarrest! Verstanden?! Guten Tag, Herr Lieutenant!"

Jetzt frage ich, ob das noch eine Gerechtigkeit auf der Welt genannt werden kann: der arme Lieutenant bekommt vielleicht Arrest, weil sein Major — beim Pfarrer nichts zu essen bekommen hat. „O, Himmel! Hast du — keine Blitze!?"

Der Gefreite Moschenbach ist bei einem Bauern ganz gut einquartiert; die Frau hat ihm ein ganz „nobliges" Bett

angewiesen; zum Mittagessen gab es „G'selchtes" (geräuchertes Schweinefleisch) mit Kraut — und das war so nach seinem „Gusto".

Der Bauer war ein stiller, ruhiger Mann, der so allerlei böstelte — er hatte sich ein Wetterhäuschen — einen Kapuziner, der, an einer Darmsaite hängend, das Wetter anzeigte, und allerlei sonstige Schnitzereien selbst gefertigt; er schreinerte ganz hübsch, kurz — er trieb allerlei Handwerke zu seinem Pläsir.

Am späten nachmittag „bummelte" der Gefreite durch die Ortsstraßen. Im Wirtshause ging's lustig zu; das war „gesteckt voll" Soldaten; lautes Singen schallte heraus. Der Moschenbach wäre auch gern zum Bier gegangen, aber — er hatte — wie gewöhnlich — wieder einmal kein Geld.

Als er an der Schmiede vorübergeht, ruft ihn der Meister an:

„No, Herr Gefreiter! Warum sind's denn nicht auch bei Ihren Kameraden im Wirtshaus?"

„Ich hab' kan Durst!" lügt der Gefreite.

„Oho, oho! Herr Gefreiter, dös glaub'n's ganz g'wiß selber net. — Sie und kan Durst! O je!"

„No, wenn's Sie's besser wissen, is mir's auch recht; ka Geld hab' i, wenn Sie's genau wissen wollen."

„Ka Geld? O, dös ist sehr betrüblich, Herr Gefreiter, da —"

In diesem Augenblick kommt der Schmiedsgeselle aus der Schmiede heraus und trägt, mit einer Zange angefaßt, ein glühendes Stück Eisen.

„Herr Schmied", sagt der Moschenbach, „wenn's mir an „Sechser" (Münze) geben, dann leck' ich dran!"

„Is wahr?" erwidert der Schmied, „dös möcht ich doch sehn."

„Geb'n's nur zuerst den Sechser her!" verlangt der rauhe Krieger.

Der Schmied langt in die Tasche, zieht einen „Sechser" hervor und übergiebt diesen dem Gefreiten.

Der Moschenbach grinst, leckt am Sechser und steckt diesen freundlich lächelnd ein.

„Oho, ja, was war denn ötzt dös, Herr Gefreiter? Ich hab' g'mant, daß Sie am Eisen lecken sollten."

„Am Eisen? Na — dös is mir zu heiß!" lacht der pfiffige Gefreite und „schiebt" ab, ins — Wirtshaus, denn jetzt kann er sich eine Maß Bier „vergunne".

Als Abendessen bekam Moschenbach in seinem Quartier ein „bratenes Händl"! „Donnerstag nochmal, dös laß ich mir g'fallen!" Eine Maß Bier mußte die „Quartiersfrau" auf Geheiß ihres Mannes dem Gefreiten auch noch holen. Gerührt erklärt der Moschenbach mit dem Tone vollster Überzeugung, daß ihm ein solches Quartier lieber wäre als die weitesten Märsche in der größten Sonnenhitze mit darauffolgendem Biwak im Regen."

Vor dem Schlafengehen fragt die Hausfrau ihren Einquartierten:

„Nun, Herr Gefreiter, was mög'n denn Sie morgen zum Frühstück? A Supp'n oder an Kaffee oder an Schnaps? Sie dürf'n's nur sagen, was S' wollen!"

„O, Madame!" erwidert der Biedere, „wissen's, a bissel a Supp'n vor dem Kaffee und dann an Schnaps drauf kann nix schaden!"

„Ei, ei, sehr bescheiden is der Gefreite net", denkt die Frau bei sich — „nun, du wirst halt nehmen, was i dir vorstelle."

Der Moschenbach wünscht sodann „allerseits geruhsame Nacht" und bald schlief er den Schlaf des Gerechten in seinem weichen, guten Bette; „dös is doch was anders als die „Jakobifedern" — der Strohsack — daheim in der Kaserne."

Früh um sechs Uhr ist der Moschenbach schon aufgestanden. Er hört, daß die Hausfrau bereits in der Küche herumhantiert; er hat bedeutend „Luft", das heißt Hunger und ist einem ordentlichen Frühstück gar nicht abgeneigt.

Er geht hinunter ins Wohnzimmer und erwartet seinen Morgenimbiß; da tritt schon die Frau mit einer dampfenden Schüssel ins Zimmer.

„No, pünktlich san die Leut', dös muß i sag'n", denkt sich der Gefreite — „nur aufs Essen net lang warten lassen!"

„Gut'n Morg'n, Herr G'freiter! san's a scho auf?"

„Jawohl, Madame! Haben Sie wohl geruht?" entgegnet galant der Kriegsmann — und macht hierzu ein feines Honneur; die Frau soll sehn, „daß er a ‚Büldung' hat".

„Danke schön, ganz gut", erwidert die freundliche Frau — setzt die Schüssel auf den Tisch, spricht, „gleich, Herr G'freiter", und geht wieder hinaus.



Der Moschenbach setzt sich an den Tisch.

„Richtig hat's den Löffel vergessen", murmelte er für sich, „ja, so san die Weiberleut — lange Haare, kurze Gedanken!"

Doch diesem Mangel ist bald abgeholfen, denn seinen eigenen Löffel führt der Gefreite immer mit sich im Brotsack; eher hätte er sicher sein Gewehr auf den Marsch mitzunehmen vergessen als seinen Löffel.

Er macht sich tapfer an die Arbeit; die Suppe schmeckt ihm aber nicht recht; es fehlt etwas daran.

Alles auf der Welt nimmt einmal ein Ende und so auch die große Suppenschüssel voll, die der Moschenbach als Frühstück zu sich nahm. Die Schüssel ist endlich leer; aber es hatte seinerseits einer ziemlichen Anstrengung bedurft; er leckt den Löffel fein säuberlich ab, um ihn — also gereinigt — wieder in dem Brotsack zu versorgen.

Er steht auf, geht im Zimmer umher und denkt: „Ötzt will i seh'n, ob's an Kaffee auch noch bringt — die Supp'n

war net besonders extra; als Koch muß i dös versteh'n; wenn der Kaffee net besser is, dann is des a G'frett!"

Auf einmal hebt er die Nase in die Höhe und „windet" wie ein Jagdhund — denn ein würziger Kaffeeduft dringt aus der Küche herein.

„Aha, Respekt! Die Leute haben Lebensart; die wissen, was einem alten, verdienten Krieger gebührt!"

Die Thüre öffnet sich, es erscheint die Frau und trägt auf einem Nudelbrett eine große Kanne voll Kaffee, daneben steht ein Topf mit Milch und auf einem Teller nebenan liegen ein halbes Dutzend Schmalznudeln — wirkliche, wahrhaftige — frischbackene Schmalznudeln!

Dem Moschenbach werden die Augen feucht, als er „dös Traktament" sieht, er faltet die Hände fromm wie zum Gebete und denkt:

„O, du lieb's Herrgöttle! wenn ich dös nur früher gewußt hätte! Da hab' ich die miserable Supp'n neig'schlag'n und ötzt kommt auf einmal noch der prachtvolle Kaffee und die Schmalznudeln daher! O, Gotterle, wenn i dös früher g'wußt hätt'; i denk', i derkraft's (zwing's) nimmer! Aber der Mensch kann alles, wenn er will — fangen wir halt in Gottes Namen —"

„Jesses, Marie und Joseph!" ruft hier ganz erschrocken auf einmal die Frau, die den Kaffee auf den Tisch gestellt hat — „Jesses, wo is denn da meinem Mann sein Kleister hingekommen?"

„I waß von keinem Kleister nix!" erwidert der Gefreite.

„Ja, aber, Herr G'freiter, da die Schüssel is ja leer; wo ham's denn den Kleister hingethan?"

„Was, was?" sagt der Moschenbach, „dös war a Kleister, da — in der Schüssel?"

„Ja, freili, für meinen Mann, der will ja die obere Stube tapezieren, und da hab' ich die Schüssel Kleister kocht — wo is er denn?"

„Sternhagelsakrament! Donnerkeil! I hab' denkt, dös is mei Morgensupp'n und hab's 'gessen!"

„Was? Den Kleister ham's 'gessen? Um Gottes willen, hat er Ihnen denn g'schmeckt?"

„Na, er war zu wenig g'salzen; dös hab' i mir glei denkt, daß mit der Supp'n 'was net in Ordnung is."

„Jesses, Jesses, den Kleister hat der G'freite 'gessen!" ruft die Frau ganz konsterniert aus und eilt aus dem Zimmer.

„Ötzt is an Teufel!" denkt sich der Moschenbach, „den Kleister hab' i einmal 'gessen, da is nix mehr zu machen; umbringen wird er mi net gleich; probier'n mir's amal mit dem Kaffee; da setz' i noch a bisserl was oben drauf; will amal seh'n, ob ich noch vielleicht ein Tasserl nunterbringe thu!" Und es ist ganz gut gegangen, denn als die erschrockene Frau mit ihrem Mann wieder ins Zimmer kommt, hat der brave Gefreite soeben die letzte Schmalznudel in das letzte Tasserl Kaffee eingetunkt — aber schnaufen hat er diesesmal schon ein wenig müssen.

Das Ehepaar schaut den Moschenbach ganz erstaunt an: „Na, was der Mann leisten kann!"

Auf einmal fängt der Gefreite jedoch zu jammern an: „Au weh, au weh; druckt's mi in meinem Mag'n! Au weh, der Malefizkleister! ötzt g'spür ich's erst, der pappt mir den ganzen Mag'n zusammen; au, au, o, heiliger Medardus, au!"

„Geh Mann, hol dem Herrn G'freiten g'schwind an Schnaps, wenn ihm gar so übel is!" ruft die mitleidige Frau, und der wackere Bauer holt eine Flasche echten, alten Enzian, den er selbst gebrannt hat, um dem kranken Krieger wieder auf die Beine zu helfen.

Nach einigen Gläschen von dem vorzüglichen Getränk erholte sich der Gefreite wieder.

„Es geht schon wieder", murmelte er mit schwacher Stimme. „Wenn mir aber auf dem Marsch a solchener Leibweh wieder ankommen thut, dann bin i verloren! Ja, wenn i mei Feldflaschen mit dem feinen Trankerl g'füllt hätt'", und der Bauer versteht diesen „Wink mit dem Zaunpfahl" und füllte die Feldflasche mit dem herrlichen Enzian, damit dem Moschenbach kein Unfall zustößt.

So kam der Gefreite auch noch zu einem Schnaps, sodaß sein Wunsch — „a bisserl Kaffee nach der Supp'n und dann an Schnaps drauf" — richtig in Erfüllung ging.

Unter vielen Danksagungen verabschiedete sich der alte Kriegsknecht von den gastfreundlichen Quartierleuten, die ihm alles Glück auf seinem ferneren Lebenswege wünschten.

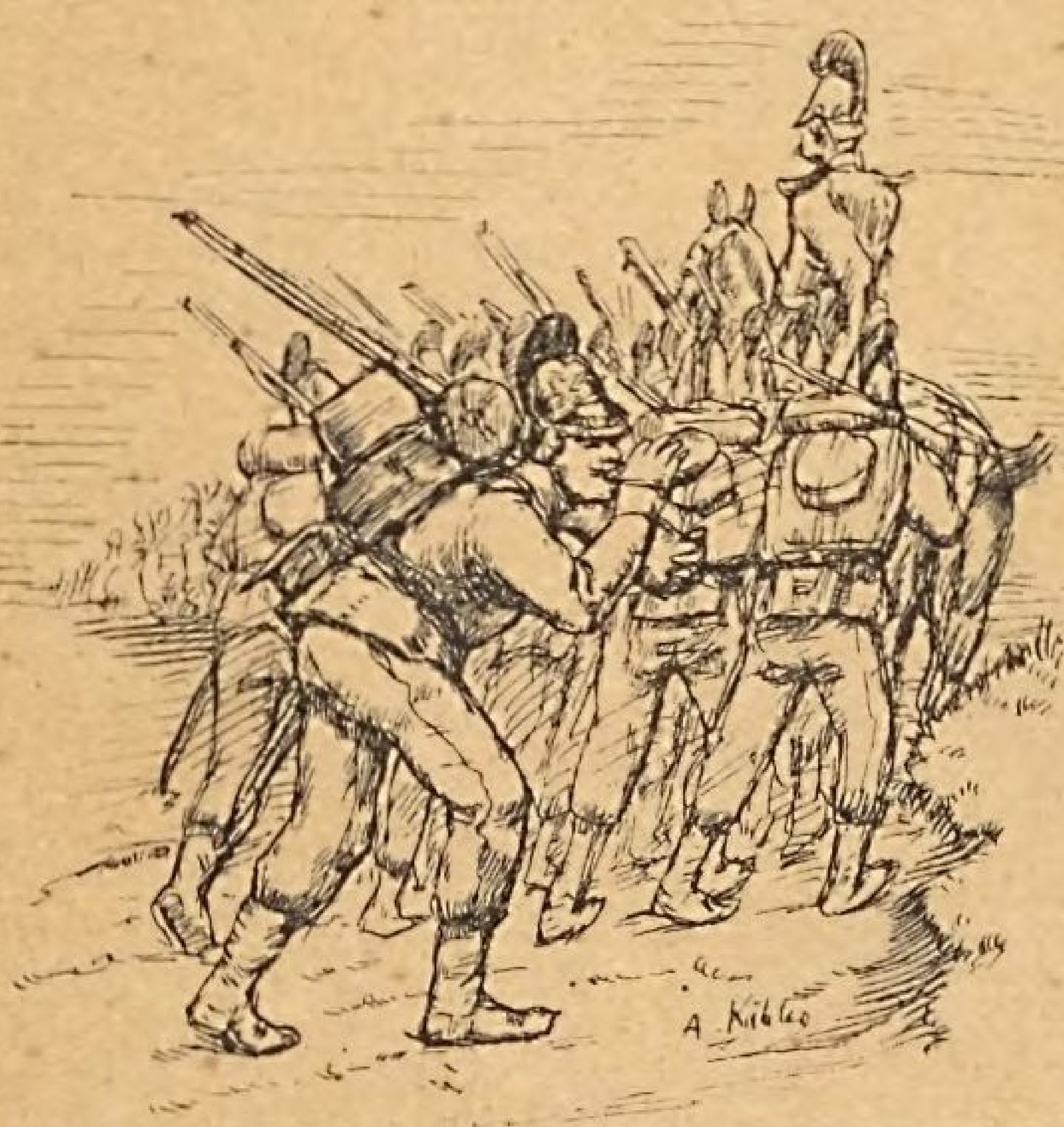
„Dös G'selchte war gestern mittag aber scho ausnehmend gut, so a gut's krieg' i so bald nimmer", unterbricht der Scheidende auf einmal die Segenswünsche des Ehepaares.

„Geh, Frau, hol dem Herrn G'freiten dös Stückerl G'selcht's, dös in der Tischschublade liegt, wann's ihm gar so gut g'schmeckt hat."

Es geschieht.

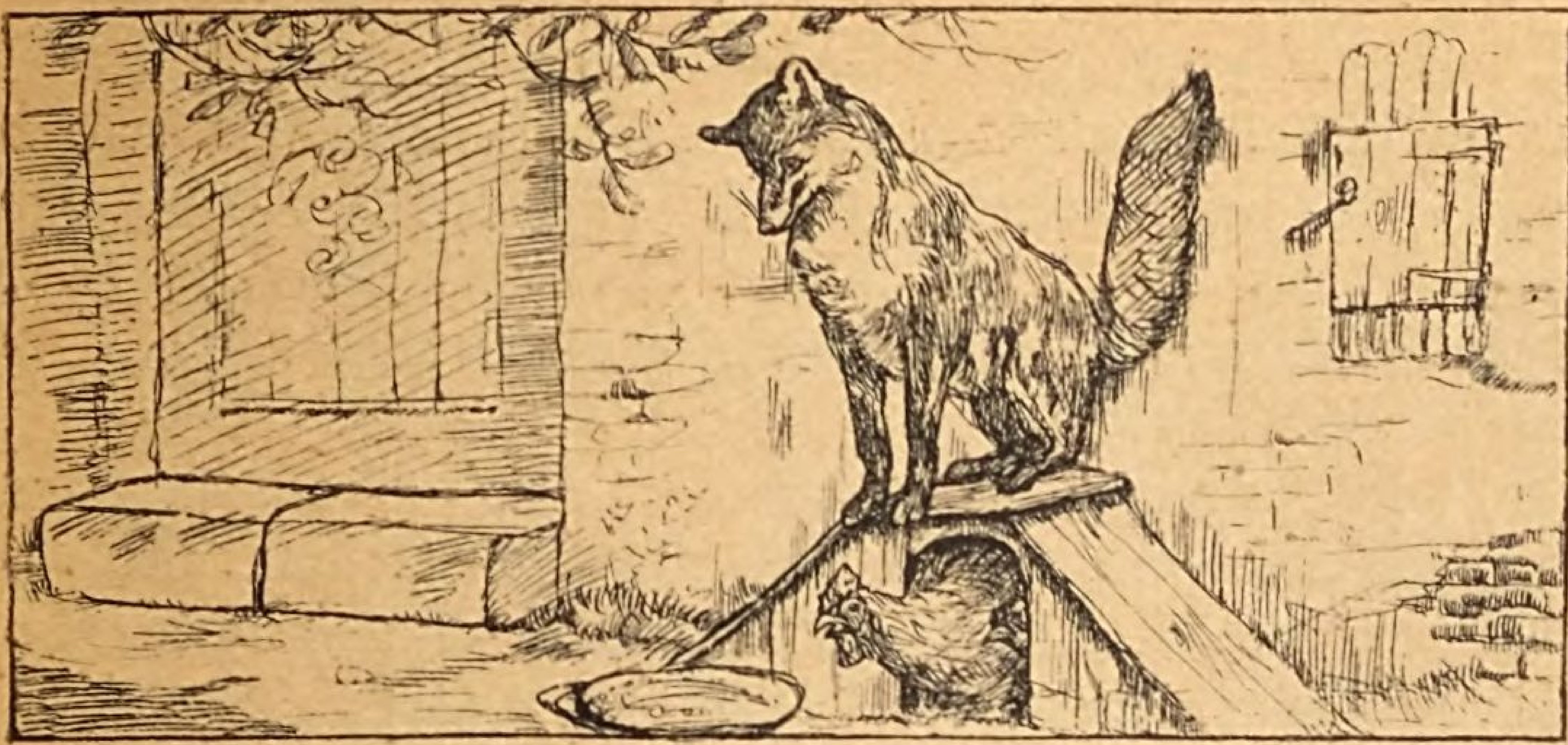
„So, ötzt halt ich's mit jedem aus, der vier Wochen nix 'gessen hat! Bis heut' abend verhung're ich net!"

Beim Manöver hat sich der Moschenbach heute nicht recht ausgezeichnet und das Laufen über die Sturzäcker und Kartoffelfelder ist ihm sauerer angekommen denn je. „Die Suppen, die Suppen", seufzte er wiederholt; „dös liegt im Magen wie a Viertelpfünder — mer sollt's net glaub'n!"



X.

Der Schlaumaier.



Der Huber-Sepp hat Durst!

Eigentlich hat er immer Durst; es ist dies bei ihm ein angeborener Nationalfehler! Wenigstens behauptet die „böse Welt", daß — „die Bayern immer gar so viel Durst haben" —; wir sind aber der ganz unmaßgeblichsten Ansicht, daß in dieser Beziehung auch — in andern deutschen Vaterländern — nomina sunt odiosa — ganz — Anständiges geleistet wird, denn darin — lange bevor es ein großes, einiges deutsches Reich gab — waren die Deutschen von jeher einig und eins — in dem großen Durste, wie uns das alte, schöne Lied erzählt:

„Die alten Deutschen wohnten auf beiden Ufern des Rheins;
Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch — eins.
Und das war ihre Tugend, und da thaten sie recht:
Es starb keiner in der Jugend — der bis ins Alter gezecht!"

Nun, und die jungen Deutschen sind die würdigen Söhne ihrer Herren Eltern! Also! —

Doch — „es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n!"

Also der Seppl hat Durst — aber kein Geld.

„Kruzitürken, Himmalaja! einen solchenen prachtvollen Durst und keinen Stecken Geld", räsonniert der Sepp für sich — „nur grad' einen Sechser (Geldstück) wann ich hätt', daß ich mir nur grad' a Maß Bier kaufen kunnt! O je — is dös a G'frett!"

Er „patrouilliert" dabei um einen Wirtschaftsgarten herum, in welchem Soldaten seines Regiments sitzen, vor sich die steinernen Maßkrüge, mit edlem Naß gefüllt. Der Sepp bekommt beim Anblick dieser Bierkrüge nur noch mehr Durst — „es is dös a Jammer und a Elend — den Durst, den Prügeldurst und — ka Geld!"

„Huit!" pfeift auf einmal leise der Sepp vor sich hin. „Huit!" dort sitzt ja mei Spezzl — der Dohrer-Nazi*, der hat immer a Geld, den pump' i halt an; denn ötzt halt' ich's nimmer aus vor Durst!"

Er tritt in den Garten ein.

„Grüß Gott — alle mitanander!"

„Grüß Gott, Seppl, bist auch da?" ruft der Nazi.

„Zu Befehl, Herr Excellenz!" erwidert der Sepp und macht stramm vor seinem „Spezzi" — dem Nazi — ein feines „Hanneur".

„Du — Nazi, kauf' mir mein'n Durst ab — einen Kapitalprügeldurst! Ich gieb dir ihn billig!"

„Brüderl! Dank schön! Durst hab' ich selber, den brauch' ich mir net zu kaufen!"

„Nazi — ich halt's nimmer aus vor Durst; ich kann nimmer „Papp" sag'n — so trocken is mei Hals!"

„O, Seppl — da trink' amal — aber net zu viel!" sagt der gutmütige Nazi und reicht dem durstigen Kameraden seinen Maßkrug hin, der fast noch ganz gefüllt war — „Sepp — trink' — aber net zu viel!"

„O je, dös Neigerl (die Neige)", erwidert der Sepp,

---

* „Nazi" Abkürzung von „Ignatius".

nachdem er den Maßkrug geöffnet — „o je, da kummt ja gar nix in den Mag'n 'nunter, dös Restl — bleibt unterwegs in Hals stecken!“ Er setzt an und leert auf einen Zug den Maßkrug aus.

„Ah, Donnerwetter! Dös Bierl is gut! Zu dem muß



man „Sie“ und „Herr“ sagen! Ah, war das gut“, bemerkt er schmunzelnd, indem er den leeren Krug seinem „Freunderl“ zurückreicht.

„Ja, Sepp — was fallt denn dir ein, jetzt hast du meinen ganzen Krug austrunken, und ich hab' dir nur a bisserl erlaubt — „net zu viel“, hab' ich g'sagt! Jetzt kannst die Maß auch zahl'n; ich hab's so noch net zahlt — der Kellnerin.“

„Zahl'n thut das Bier, wer's bestellt hat", entgegnet der Seppl.

„Na; zahl'n thut's der, wo's austrunken hat", behauptet der Nazi.

„Ich zahl's net!"

„Ich aber a (auch) net!"

„Hätt'st es net ganz austrunken!"

„Du Neidkragen! Es war nur noch a ganz klan's Tröpferl drin! Net amal a Kasernfloh hätt' damit seinen Durst löschen können, und für dös Restl soll i a ganze Maß zahl'n? Nein, Herr Ignatius Dohrer, so dumm san wir nicht, wie wir ausschau'n thun! Verstanden! Du hast die Maß bestellt und darum zahlst dieselbige auch!"

„Ötzt schaugt's den an!" erwidert entrüstet der Nazi, „ich soll die Maß zahl'n, die er trunken hat; na, Brüderl, dös thun wir nicht!"

„Meinetswegen! Ich zahl's ganz g'wiß net; wann du erst in Urlaub kommst, wenn ich die Maß zahl'n thu', kannst schon noch a paar Jahrln in der Kaserne bleib'n! Sei g'scheid, Nazi, zahl' — der G'scheidere giebt nach!"

„Ich will dösmal der G'scheidere net sein; zahl' nur du, Seppl!"

„Ich zahl' nix!"

„Ich zahl' auch nix!"

„Was habt's denn schon wieder mit einander, ihr zwei Streithanseln?" mischt sich hier der alte Gefreite Moschenbach, ein würdiger „Einsteher"*, in den Streit. „Könnt's euch denn net mitanander vertrag'n?"

„Der will dös Bier net zahl'n, wo er austrunken hat!" rapportiert der Nazi.

„Na, dös Bier zahlt der, der's bestellt hat!" beharrt der Huber-Sepp.

---

* Einsteher hießen die Leute, welche gegen ein Einstandsgeld für einen andern dessen Militärpflicht erfüllten. Allgemeine Wehrpflicht gab es damals nicht.

„Kinder! Kameraden müssen sich unteranander vertragen! Dös heißt man Kameradschaft, und dann steht in den Dienst-Vorschriften: „Wenn ein Soldat im Wirtshause mit einem Kameraden in Streit gerät, so trinke er ruhig sein Bier aus und gehe nach Hause". So steht's geschrieben: Habt ihr's gehört, ihr zwei Rammelsberger?" belehrt der Gefreite, der dazumal keine Vorgesetzten-Eigenschaft hatte.

„Recht hast, Gefreiter! Ich geh' jetzt heim — genau nach den Dienst-Vorschriften. Ich hab' dem Nazi sein Bier austrunken und —"

„O, du Horn! Es heißt „sein Bier", das heißt, das eigene Bier, net dös von einem andern, dös dürfst net austrinken, sondern nur dein eigenes, also wer zahlt jetzt die bereits getrunkene Maß Bier?"

„Gefreiter, sag' du's, wer zahl'n muß!" schlägt der Nazi vor.

„Einverstanden! Der Gefreite soll's entscheiden!" stimmt der Huber-Sepp zu.

„Also, Kinder! Dös ist ein sehr schwieriger Fall, und wenn man nix g'wiß weiß, dann muß man es dem Schicksal überlassen; also, daher — meinet ich — ihr thätet — Hölz'ln zieh'n! Wer verliert, der zahlt!" entscheidet der Gefreite.

„Mir is recht! — Thu'n mir Hölz'ln zieh'n!" pflichtet der Nazi bei.

„Da bin ich auch dabei! Also — Hölz'ln ziehn!" ruft der Sepp.

„So is recht, Kinder! Nur immer friedlich mitanander! Also, ihr zieht dreimal Hölz'ln! Wer das erstemal verliert, der zahlt die Maß Bier, die bereits getrunken is. Dann zieht's zum zweitenmal; wer da verliert, der läßt eine frische Maß Bier kommen, und die trinkt ihr zwa Streithanseln schön stad mitanander aus. Und dann zieht's zum drittenmal Hölz'ln, und wer dann verliert, der bezahlt eine neue frische Maß und zwar für — mich; dös san die Ge-

richtskosten, Sporteln und Taxen für meinen Richterspruch. Bei Gericht kost'ts immer viel Geld!"

„Bravo, Moschenbach!" rufen die umherstehenden Soldaten. „Der Herr Regiments-Auditor Moschenbach — er lebe hoch! Vivat hoch! und abermals hoch!"

Geschmeichelt verneigt sich der Gefreite dankend nach allen Seiten. „Kinder, was man aber für einen Mords-„Durst" bei einer solchen Gerichtsverhandlung bekommt, das is gar net zum Beschreiben; ich muß mei' Gurgl a wenig anfeuchten! Wer hat denn grad' a frische Maß bei der Hand?" ruft der Moschenbach in den Trubel hinein.

„Hier, Moschenbach! Da, Gefreiter — trink'!" Und mehrere Maßkrüge werden dem unbestechlichen Richter hingereicht.

Der Gefreite will niemanden beleidigen, darum trinkt er aus jedem Maßkrug, der ihm entgegengebracht wird, und zwar jedesmal einen ordentlichen Schluck, sodann ruft er den beiden Streitern zu: „Nu, fangt amal an mit dem „Hölz'lnzieh'n!"

„Nazi", sagt der Sepp, „also paß auf! Wir zieh'n Hölz'ln — a kurz's und a lang's!" Er bricht dabei von einem Zündhölzchen ein kleines Stückchen ab, während er ein zweites Zündholz in seiner ganzen Länge beläßt.

Er manipuliert sodann mit den beiden Hölzchen hinter seinem Rücken herum, so daß der Nazi nicht sehen kann, wie die Hölzchen gesteckt sind; denn der Sepp hat sie zwischen Daumen und Zeigefinger seiner beiden Hände eingeklemmt, so daß nur zwei ganz gleich große Stückchen der Hölzer daraus hervorschauen, während die wirkliche Länge nach der Handfläche zu verborgen ist.

„Zieh', Nazi! Es is a kurz's und a lang's Hölz'l! Dös hast g'seh'n! Also, etzt schau, was du derwischen thust! Kurz verliert! Lang bezahlt!" Er hält dabei seinem Gegner die beiden Fäuste mit den Hölzchen nahe vors Gesicht.

„Herrgott von Strambach!" ruft der Nazi — „Sepp, hast du aber a Paar „Pratzen"! Mich wundert's nur, daß du mit solchenen Händen net militäruntauglich warst, denn

mit denen Händen kannst doch net in die Patrontaschen 'neinlangen!"

„Halt's Maul, Nazi! Zieh' — dös is g'scheider, wie dei' G'red'! Also: Kurz verliert — Lang bezahlt!"

Der Nazi zieht. Der Huber hält die Hölzchen sehr fest zwischen seinen Daumen eingepreßt; endlich hat der Nazi ein Hölzchen „derwischt" und zieht's ganz heraus.



„Kurz!" ruft der Huber und die Zuschauer, denn der Nazi hat wirklich das kürzere Hölzchen gezogen und ist das längere in der Hand des Seppl zurückgeblieben.

„Kurz verliert! Also mußt du, mein lieber Nazi, scho die Maß Bier zahl'n, die, wo ich austrunken hab'. Is recht, oder is net recht?"

„Recht is!" rufen die Spektanten; der Nazi sagt leise für sich: „Teufi! Teufi!" zahlt aber sodann sofort die strittige Maß.

„So — mein lieber Nazi — jetzt kummt die zweite

Maß — zieh' noch amal!" Und wieder hält er ihm die Hände mit den darin verborgenen Hölzchen vors Gesicht. „Zieh', Schimmel zieh'! Hü, hü!" Und während der Nazi zieht, wiederholt der Sepp: „Kurz verliert — lang bezahlt!"

„A lang's!" ruft der Nazi und hält dem Huber das lange Hölzl hin. „Dösmal hab' ich's lange zog'n!"

„Stimmt! Du hast's lange zog'n und — „Lang bezahlt!" — Darum, lieber Nazi — du hast heut' scho' sakrisch Pech — mußt du die zweite Maß jetzt auch noch zahl'n!"

„Donnerkeil-Stiefel-Schnurrbart-Kapuziner! Aber so a Malefiz-Pech! Jetzt is die zweite Maß auch futsch! Millionen Kiesel!" flucht der Nazi.

„Kellnerin, a frische Maß! Für Rechnung des Herrn Ignatius Dohrer, Sulidat der 7. Kompagnie des königlichen X. Infanterie-Regiments „Großherzog von Gerolstein"! Siehst, Nazi! An solchenen langen Titel hast du! Du bist a Hauptkerl!"

Die frische Maß kommt.

„Prost, Nazi, lieber Spezl, dein spezielles Wohl!" Der Huber setzt den Maßkrug an und trinkt und „schlinkt" —

„Halt! Setzt — ab!" kommandiert der Nazi. — „Du läßt mir wieder gar nix im Maßkrug übrig, und ich muß doch die Maß auch zahl'n, da darf ich auch trinken!"

„Recht hast, Nazi — trink'!" sagt der Sepp und reicht seinem Freunde den Maßkrug zu.

„O je! Da is ja fast gar nix mehr drin!"

„O, mei' lieber Nazi — da kann ich halt nix dafür, wenn ich in meinem Hals so gar an arg's G'fäll' hab'; da lauft's g'schwind 'nunter!"

Der Nazi trinkt „dös Schneiders-Restl" * aus und — „Jetzt kommt die dritte Maß! Sporteln und Gebühren für den Herrn Regiments-Auditor Moschenbach!"

Zum drittenmale zieht der Nazi und —

* „Schneiders-Restl" ein kleiner Rest Bier, gerade noch genügend für einen — Schneider, aber für keinen — Soldaten.

„Kurz — a kurz' Hölzl hast zog'n!" ruft der Sepp und die anderen Soldaten.

„Donnerstag! Wieder kurz! Teufi, Teufi! Heut' müssen mir scho' drei alte Weiber über'n Weg g'laufen sein — so a Pech! — So a Malefiztrummpech! — Dös kann nur mir passieren!" räsonniert der Nazi.

„Kurz verliert! Also, Nazi, heißt's wieder „dippeln"! Hab' ich recht oder net?" fragt der Sepp die Zuschauer.

„Recht hast — ganz recht! Kurz verliert!"

„Dös weiß ich scho selber, dös braucht ihr mir net zu sag'n! Wann ich verspielt hab', dann zahl' ich auch. Ich bin net so notig, wie gewisse Leut'; auf den Sechser und die Maß Bier geht's mir auch nimmer zusammen! Kellnerin, a Maß Bier für den alten G'freiten und dann noch amal extra ane für mich! Ich kann's zahl'n!" prahlt der Nazi.

„Behüt' dich Gott, Nazi — ich geh'! Vielleicht hast das nächstemal mehr Glück, bal' wir wieder zusammenkomme! Behüt' dich Gott, Spezl!" sagt der Sepp.

„B'hüt' Gott!" sagt kurz und scharf der Nazi und schaut seinen Freund gar nicht an, sondern bloß den Maßkrug.

Der Moschenbach setzt sich zum Nazi an den Tisch. Er schaut ihn lange an — schaut ihm fest in die Augen, schüttelt sodann mit dem Kopfe und spricht: „Nazi, o mei lieber Nazi!"

„Was hast du denn, G'freiter?" fragt der unwirsch.

„Nazi, in die Kriegsakademie dürfst du dich net melden, da wirst net aufgenommen, du Schlaumaier, du links-abmarschierter Schlaumaier!"

„Laß mich aus — ich will net in die „Kriegsakaldemüh" oder wie dös Ding heißt!"

„Dös glaub' ich dir aufs erstemal, Nazi! O mei, o mei — Nazi, daß der Mensch a bisserl dumm is, is ja ganz recht — aber so dumm, so ordonnanzwidrig dumm, wie du, dös is doch zu stark!"

„Warum bin ich denn gar so arg dumm, G'freiter?"

„Hast's denn net g'merkt; der Planist, der Huber-Sepp

hat g'sagt: „Kurz verliert — Lang bezahlt!" Da hast du entweder das eine Mal verloren oder das andere Mal hast du zahlen müssen, was ganz dasselbe is, und dös hast du net g'merkt, du Kaiserlich Königlich patentierter — Schlau-maier?"

„Kruzitürken-Elementen!" flucht der Nazi, „dösmal war ich wirklich a Kamöl!"

„Nu, wann du's nur selber einsiehst, mein lieber Nazi, dann bin ich auch zufrieden", pflichtet der Gefreite bei.



XI.

Nächtlicher Einbruch.



„O, lieb' so lang du lieben kannst,
O, lieb, so lang du lieben magst“ —
sprach mit gefühlvoller — aber gänzlich falscher — Betonung halblaut der „Wasserkadet“ Schröppler vor sich hin, während er — seiner Gewohnheit gemäß — eine Fensterpromenade machte.

Er hatte immer gleichzeitig mehrere „Schätze“ im Feuer seines Herzens; er schwärmte für jedes junge hübsche Mädchen, das er erblickte; dann begannen die Fensterparaden; er machte sämtliche Straßen der Stadt unsicher, und es war ein Anblick für Götter, den jungen Kriegsmann flanieren zu sehen im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit. Jeder Zoll — ein Gott! Amor Imperator!

Zur Zeit war jedoch seine „Hauptflamme“, seine Favorite — Herzenskönigin unbestritten Fräulein Dorothee, Kammerjungfer bei dem Fräulein v. Fels, einer alten Stiftsdame, die den 1. Stock des großen, früher Gräflich Hohenthalschen Palais am Schloßplatz mit ihrer Zofe allein bewohnte.

So oft der Kadet freie Zeit hatte, promenierte er vor dem Hause, wie ein Posten auf und ab —

„Blickte nach dem Hause drüben,
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte.
Ruhig, engelsmild" —

und ihm, dem „Ritter Toggenburg redivivus", aus dem Fenster einen Gruß zunickte.

Er hatte sie auf der „Eremitage" kennen gelernt. Keck und kühn hatte er sich genähert, ihr eine Rose — die er soeben aus einem Bosquet sich widerrechtlich angeeignet hatte — angeboten, dabei ein fabelhaft fesches Honneur gerissen und dazu gesprochen:

„Diese Rose weih ich dir — Anton Kropatsch, Kanonier", nur, mein verehrtes Fräulein, bin ich nicht Kanonier, heiße auch nicht Anton Kropatsch, sondern — gestatten gnädiges Fräulein, daß ich mich vorstelle: Kadet Heinrich Karl Ernst Theodor Christian Friedrich Wilhelm Juan" — hier flocht er ein kleines „von" ein — „Schröppler auf Schröppelsdorf" — seine Mutter wohnte in Eckersdorf — aber „Schröppelsdorf" machte sich besser — „also Kadet Heinrich — von (dieses „von" nur halb gehaucht) Schröppler der 2. Schützenkompagnie des königlichen Xten Infanterie-Regiments „Großherzog von Gerolstein" und" — mit Nachdruck „Offiziers-Aspirant!" Dieses alles hatte er in einem Sauser heruntergeschnurrt und dabei die Absätze zusammengeschlagen, daß es dröhnte.

Das Fräulein lächelte „holzöhlig" — wie der Soldat Reiner-Fazi (Bonifaz) immer an seinen „Schatz" schreibt — lispelte: „Sehr angenehm!" nahm die Rose dankend entgegen, roch daran und bemerkte sodann sehr wahr und geistreich: „Ja, es ist heute recht heiß, so daß ich schon ganz switze! Switzen Sie auch, Herr Baron?" fragte sie in reizender Verwirrung. „Bitte, mein Fräulein, nur — Kadet, nicht Baron; ja, es ist furchtbar heiß, mein ganzes Herz steht in Flammen", erwiderte der Herr Offiziers-Aspirant und warf dem armen

Ding einen 24 pfündigen Liebesblick zu, daß sie heftig errötete und die Augen niederschlug.

„O, hör'n S' auf! Aber Sie sind schlimm, Herr Kadet“, und dabei öffnete sie ihre hübschen braunen Augen wieder ein wenig und schaute den „Schlimmen“ — schüchtern, wie ein Reh — von der Seite an. „Ich glaube, wir bekommen heute noch Regen“, fügte sie bei, um ein anderes Thema anzuschlagen. Der Kadet blickte prüfend nach dem Himmel, observierte denselben, als ob er der erfahrenste Meteorologe wäre und machte dann als Resultat seiner Beobachtungen dem Fräulein die tröstliche Mitteilung: „Ich glaube, wenn es so bleibt, wie es jetzt ist, regnet es nicht!“; welchem Ausspruche das Fräulein beipflichtete.

Das Gespräch war also eingeleitet und ging dann ganz munter und — ebenso geistreich weiter.

Die jungen Leute amüsierten sich göttlich, er durfte sie am Abend in die Stadt zurückbegleiten, und als er sich an ihrem Hause von ihr verabschiedete, drückte er ihr schon heiß und innig die Hand, die sie ihm ohne Widerstreben überließ.

Dann schaute er ihr fest und mit leicht umflortem Blick ins Auge und deklamierte mit schmerzbewegter Stimme:

„Und doch, wiewohl sie Leiden
Allzeit zum Lohne giebt,
Nie mag von Liebe scheiden,
Wer einmal recht geliebt.“

„Wer — einmal — recht — geliebt“ klang es nochmals von seinen Lippen, wie ein ersterbender Windhauch.

„Ach, o, ist das schön!“ ruft das Fräulein, die mit ihren Blicken an seinem Munde gehangen — „o, wie wundervoll!“ „Von wem ist denn das gedichtet, Herr — Heinrich?“ So weit waren sie also schon — beim „Herrn Heinrich“ angelangt.

„Dorothee“, haucht er ihr zu: „Wer müßte in Ihrer Nähe nicht zum Dichter werden?“ Stolz und bescheiden setzte

er noch bei: „Ja, ich selbst habe es und zwar für Sie gedichtet!" — worüber er sich mit Geibel abzufinden haben wird, denn bisher war alle Welt der Meinung, dieser Dichter sei der Schöpfer dieses stimmungsvollen Poems. — Er wiederholte nochmals: „Wer — einmal — recht — gelieeeebt! Haben Sie es gehört? Fräulein Dorothee!" „Gute Nacht — Gute Nacht!" „Schlafe wohl in süßer Ruh, du lieber, schöner Engel du! Gute Nacht, du mein herziges Kind!" versuchte er mit seiner Krampfadern-Tenorstimme hinauszusingen, dann riß er sich plötzlich los und stürmte mit großen Schritten davon, hinein in die menschenleeren Straßen, hinein in die ruhige, stille Nacht — mit seiner ersten, wahren, einzigen — so machte er sich selbst weiß — Liebe im Herzen!

Und die kleine Dorothee konnte lange nicht einschlafen, denn in ihrem Herzen war eitel Glück und Sonnenschein und trotzdem mußte sie plötzlich weinen; sie wußte nicht warum? war's vor Glück, war's vor Leid; sie wußte es nicht, und dabei kam ihr auch ein Vers in den Sinn, der immer wieder sich in ihre Gedanken mischte; als sie doch endlich am Einschlafen war, klang es immer als sänge jemand:

„Es ist das größte Leiden,
Das es auf Erden giebt,
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt!"

„O nein! Nicht scheiden! Ihr Heinrich hatte es ja so schön, so lieb gesagt: „Nie mag von Liebe scheiden, wer einmal recht geliebt!" O, Heinrich, mein großer, lieber einziger Dichter! Gute Nacht! Ich küsse dich tausendmal!"

Und von da an begann wieder für ihn ein — neuer Liebesfrühling!

Allabendlich zur Dämmerzeit kam „die" Fräulein Dorothee herunter an die Hausthüre, wo der Kadet ihrer harrte, und dann begann die für den Nichtbeteiligten so überaus fade Unterhaltung zweier Liebenden, die aus halben Worten — halben

Blicken und — ganzen Küssen besteht; die zwei Menschen so selig und glücklich machen kann, daß sie Zeit und Raum vergessen und wähnen sich droben im Himmel — wo es nur Glück, Seligkeit und — Engel giebt.

Ja, es ist dies das alte ewige Lied von der Liebe. Dieses Stadium muß jedes junge Menschenherz einmal durchmachen; und es giebt Menschen, welche an dieser Krankheit ihr ganzes Leben laborieren. „Sie sagen, es wäre die Liebe!" „Die Engel nennen es: Himmelsfreud, die Teufel nennen es Höllenleid; — die Menschen nennen es — Liebe!"

Es waren nur kurze Minuten, die sie so sich unterhalten konnten, denn bald ertönte die Klingel, welche „die" Fräulein Dorothee zu ihrer Herrin rief. Noch einen kurzen Händedruck — einen langen Kuß und — husch war sie die Treppe hinangeeilt und er wandelte heim in die Kaserne, machte wunderbare Gedichte à la Schiller

„Und dann legt er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Abend würde sein."

Denn am nächsten Abend stand er wieder vor ihrer Thüre und harrte seines Liebchens. Manchmal mußte er recht lange warten, bis die alte Dame ihre Zofe entließ, oder wenn er ein wenig vor der verabredeten Zeit gekommen war.

Sie hatten darum miteinander ausgemacht, wenn er an der Thüre stünde, solle er ein Schützensignal pfeifen, und er hatte sie unterrichtet, was das Plänklersignal zu bedeuten hat.

„Ich pfeife also das Schützen-Plänklersignal: „Halbrechtsum!" und das geht so!" Er pfiff es ihr vor, „damit du es aber leichter behältst, merke dir den Text hierzu, der lautet — wenigstens singen die Soldaten so:

„A Schnaps! — A Kümmel! — A Bitt'rer, der thut's a (auch) — a Bitt'rer der thut's a! — Tradradra!" Und

gar oft ertönte dieser Schützenruf bei nächtlicher Stunde, worauf Dorothee zum Zeichen, daß sie den Anruf gehört — dreimal halblaut „husten“ mußte.

Natürlich brachte er ihr am Abend öfters Gedichte mit, die „er selbst soeben für sie extra gedichtet hatte“, und das kleine Mädchen schwamm in Glück und Seligkeit und mit Recht, denn welche ihrer Freundinnen hatte einen Dichter, und was für einen großen herrlichen Dichter zum Geliebten, wie sie? Ach, sie war stolz auf ihren Dichter-Herzenskönig, und „Alles dichtete er für sie — für sie! — war sie es denn wert, daß ein so gottbegnadeter Sänger, wie ihr Heinrich — sie liebte, sie, die kleine, arme Dorothee, die so gar nichts besaß, was einen solchen Mann fesseln und beglücken kann“, zweifelte sie — „und doch — muß er mich lieben, denn heute hat er mir wieder das schöne Gedicht mitgebracht und hier steht: „Von mir selbst, für dich, für dich, meine liebe liebe Dorothee gedichtet!“ und flammenden Auges und pochenden Herzens las sie beim Lampenscheine in ihrem Zimmer, bevor sie sich zur Ruhe legte:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O, du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so blau wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt vom Lerchenschlag!
Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die schöne, die blühende Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!“

„Von mir selbst gedichtet!“ (Wenn das der Herr von Roquette wüßte, wie er da bestohlen wird!) — — — — —

„A Schnaps — a Kümmel —, a Bittrer der thut's a; a Bittrer, der thut's a! — Tradra — dra! —“ tönte es einige Tage später drunten auf der Straße; der Herr Kadet pfiff verabredetermaßen dieses Plänklersignal.

Nichts regte sich; kein „Husterer“ erscholl als Gegenzeichen. Nochmals pfiff der Kadet etwas mehr forte den Ruf; keine Antwort erfolgte.

Droben im Zimmer saß die arme Dorothee und las ihrer Herrin aus einem Buche vor; diese lag auf einer Chaiselongue ausgestreckt und hatte die Stirne mit einem Tuch umbunden; ihre Augen sind geschlossen, man weiß nicht, wacht sie oder ist sie eingeschlafen; monoton dringt die Stimme der Leserin durch das stille, große hohe Gemach; sie liest, sie liest — sie weiß nicht, was sie liest, denn soeben, zum zweitenmal pfeift es drunten auf der Straße, und der schöne Text fällt ihr ein und unbewußt liest sie: „A Schnaps — a Kümmel — a Bitt'rer, der thut's a. — Tra dra — dra! —"

„Aber Dorothee! Was fällt dir ein, was hast du soeben gelesen, ich habe es nicht ganz genau gehört, ich war bei deiner monotonen Leseweise ein wenig eingenickt — was war das „Tradradra?" Das steht doch nicht in „Onkel Toms Hütte!"

Verwirrt stammelte das junge Mädchen einige entschuldigende Worte und weiter, einförmig ging das Lesen fort.

Zum drittenmale hört man pfeifen; die Dorothea sitzt wie auf Nadeln, sie kann ihm nicht zurufen, daß er sich entfernen möge, denn heute — das wußte sie — wurde sie von ihrer Herrin nicht entlassen, bis diese sich zur Ruhe begeben hatte, und da konnte sie bis Mitternacht warten.

„Ach, denkt sie bei sich — „wenn ich ihm das verabredete Zeichen, — die drei „Huster" nicht gebe, wird er sich wohl denken können, daß ich heute nicht hinunter an die Thüre kommen kann und wird sich entfernen; und dann seh' ich ihn morgen abend wieder, meinen einziggeliebten Heinrich"; sie schraubte die Lampe etwas höher und „weiter ging's im Texte" — des Buches.

„Herr Gott von Bentheim" räsonniert drunten der Kadet, „gerade heute läßt sie mich so lange warten — gerade heute, wo ich eine doppelte Überraschung für sie habe; sie ist doch nicht eingeschlafen; droben brennt ja noch Licht!"

Vom nahen Turme schlägt es „halb". „Donnerwetter, schon halb 11 Uhr! Eine volle geschlagene Stunde warte ich

jetzt schon! Jetzt wird mir aber die Geschichte bald zu dumm. Ich stehe da wie ein „angemalter Türk“ und pfeife mir die Lunge und die Seele aus dem Leib und das — Fräulein lassen mich warten! Stiefelschnurrbart nochmal, wir Männer verwöhnen diese Frauenzimmer, wir sind immer zu galant, zu liebenswürdig gegen diese Frauenspersonen, — da werden sie eingebildet und meinen, man müsse sich von ihnen alles gefallen lassen — aber ich gehöre nicht zu dieser Sorte von Hampel-Männern; ich will ihnen zeigen, daß ich der „Herr der Schöpfung“ bin — „da giebt's bei mir keine — Würstle“, so bin ich schon!“ Er wendet sich zum Gehen, besinnt sich jedoch wieder anders.

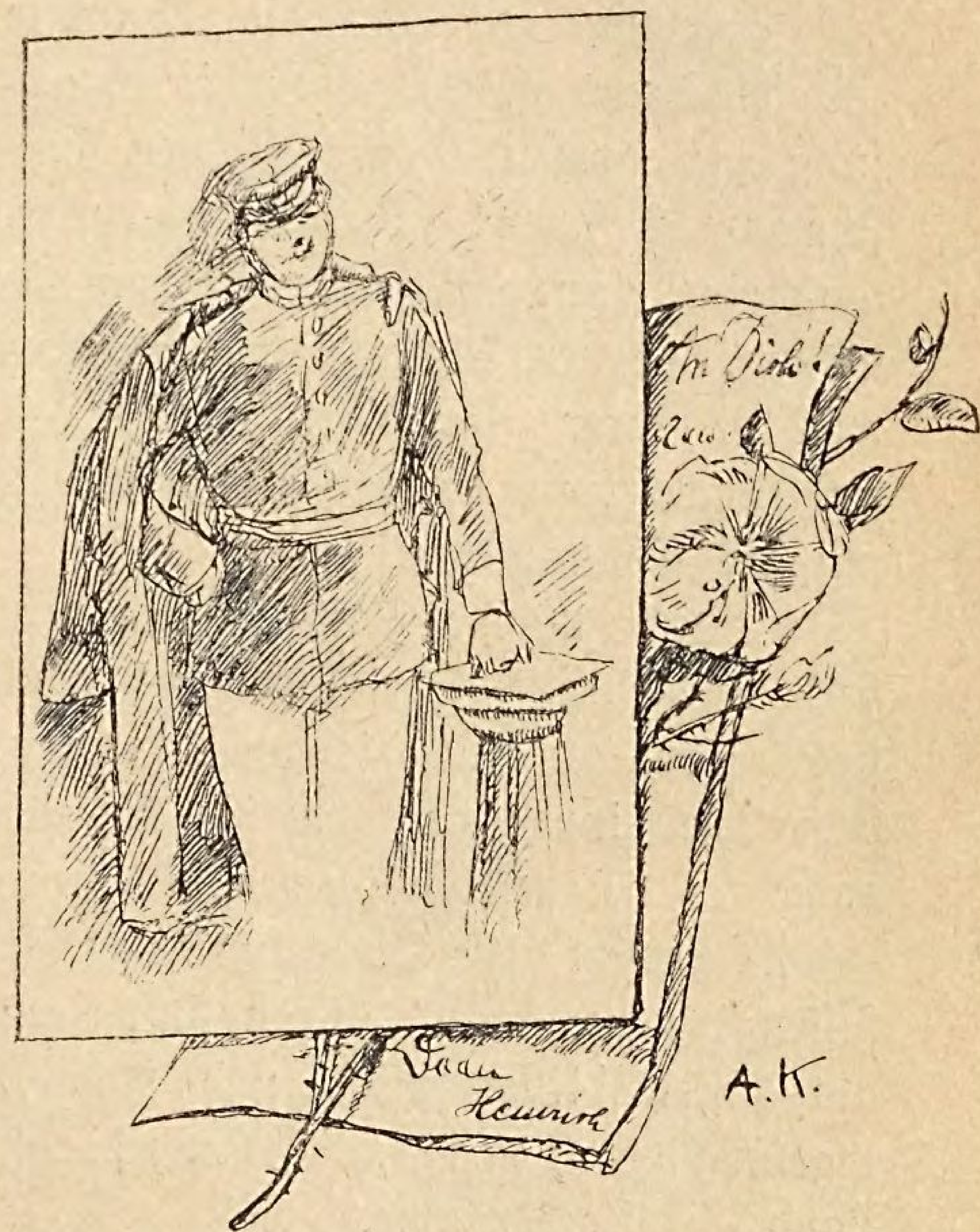
Inzwischen sitzt die — „verwöhnte“ Dorothea noch immer droben und liest ihrer Herrin vor, obwohl sie vor Schlaf kaum mehr die Augen offen halten kann.

Der Herr Kadet hatte also eine doppelte Überraschung heute für sein Schätzlein — die Dorothee, in petto.

Er war nämlich durch Regimentsbefehl vom 10. Juli ab — vom „Vize-Bumbes“ — wie dazumal der Vize-Korporal hieß, zum Korporal befördert worden und hatte sich infolge dessen heute abend schon — am 9., die Korporals-Borte mit einem Strich — statt ordonnanzmäßig von Wolle, natürlich — von Seide — „draufhauen“ lassen und in diesem neuen Schmucke wollte er sich seinem Liebchen präsentieren.

Ferner hatte er sich in seiner neuen Würde als „Herr Korporal“ bei einem Hof-Photographen — i. e. ein solcher, der mangels eines Ateliers im Hof photographiert — aufnehmen lassen und stand auf dem Bilde — es war auf Wachstuch photographiert, Papier zu diesem Zwecke hatte der Künstler damals noch nicht — — da, wie zwei junge Götter; denn wirklich hatte der Kadet auf der Photographie zwei Köpfe nebeneinander und in dem einen Gesichte sogar noch extra eine zweite Nase, denn er hatte während der Aufnahme ein wenig mit dem Kopfe gewackelt. Von dieser Kleinigkeit abgesehen, war aber „das Bildnis sonst bezaubernd schön“; die

Korporals-Borte war sehr gut zum Ausdrucke gekommen und das war — für dieses Mal — die Hauptsache! Die Schützenschnüre auf der rechten Brustseite waren ebenfalls gelungen; der „Herr Offiziers-Aspirant" hatte selbstverständlich in Anbetracht seiner späteren hohen Stellung sich mit umgehängtem Mantel — im Juli! — darstellen lassen, die rechte Hand auf einen Marmor-Sockel von Pappendeckel gestützt; die linke ruhte auf des „Schwertes Knauf", auch „Schnitzer" oder „Käsmesser" genannt; der Hintergrund des Bildes zeigte irgend eine fabelhafte Burg auf hohem Berge „die Burg seiner Ahnen!"



Dieses Meisterwerk der modernen Sonnenmalerei wollte er ihr gleichzeitig übergeben, natürlich wieder mit einem Gedichte; dasselbe lautete:

„O könnt' mein Bildnis sprechen,
Es rief dir immer zu:
„Wie lieb' ich dich unsäglich,
Du schöner Engel du".

Und könnt' das Auge leuchten,
Es spräch' aus seinem Schein:
„Mein Herz und meine Seele,
Mein ganzes Ich sind dein".

„Mein Mund — o könnt er küssen,
Er hing zu jeder Stund —
Am Morgen und am Abend
An deinem Rosenmund".

„Von mir selbst gedichtet!" Diesmal ist dies unbezweifelt wahr! — Solches Blech! —

Immer noch las die Dorothee ihrer Herrin vor aus „Onkel Toms Hütte" über die unmenschlich grausame Behandlung der armen Neger-Sklaven im fernen Amerika. Arme schwarze Sklaven! Und sie — Dorothee — war sie nicht auch eine arme Sklavin, die von der Laune ihrer Gebieterin abhing, die den sehnsuchtsvoll erwarteten Schlaf entbehren muß, weil es ihrer „Gnädigen" gefällt — sich vorlesen zu lassen, unbekümmert um das Ruhebedürfnis ihrer Dienerin? — Europäisches Sklavenleben! —

Das gnädige Fräulein liegt noch immer auf dem Ruhebette ausgestreckt, ihre Augen sind geschlossen; wachte sie, schlief sie? Ermüdet hält die arme Vorleserin einen Augenblick mit dem Lesen inne; da hört sie die tiefen Atemzüge der Stiftsdame — bei gewöhnlichem Plebs nennt man dies — schnarchen — sie benützt diese Gelegenheit, zu pausieren; die müden Augen fallen ihr zu, das Köpfchen sinkt herab auf das Buch, das ihr als Kissen dienen muß, und bald verkünden gleichfalls tiefe, regelmäßige Atemzüge, daß auch *sie* hinübergegangen ist in das Land — der Träume.

„Oh! mon Dieu! — Grand ciel! — Dorothée! — Voleurs! au secours! Dorothée! Räuber! Mörder! Hilfe!"

Die Kammerjungfer fährt empor! Ihre Herrin ist vom Sofa aufgesprungen, hat sich in die hinterste Ecke des Zimmers geflüchtet und ruft immer noch mit dem Ausdrucke entsetzlichster Furcht: „Je meure! Je vas mourire! O mon Dieu! o mon Dieu!"

„Gnädiges Fräulein! Was ist denn? Was hat Sie denn so erschreckt?" fragt die Dienerin gleichfalls zitternd.

„Man will einbrechen — der Thürdrücker hat sich be-

wegt, man versuchte ins Zimmer zu kommen; auf dem Gange hörte ich ein Geräusch, einen Ton, als wenn ein Mensch an einen Gegenstand heftig stößt. — Ha! schon wieder! Höre doch nur selbst! Dort! Dort!"

Und wirklich vor der Thür auf dem Hausflur hört man „stolpern", der Thürdrücker an einer Nebenthüre wird auf und nieder bewegt; atemlos lauschen die beiden weiblichen Wesen auf jedes Geräusch, das da draußen hörbar ist. — Jetzt regt sich nichts mehr — alles ist still — doch die beiden erschreckten Frauen trauen sich kaum zu atmen, aus Furcht, der Räuber — Einbrecher — Mörder, könne durch ihre Bewegungen veranlaßt werden, den Einbruchsversuch zu wiederholen. Sie halten wie — hypnotisiert ihre Augen auf die Thüre, den Drücker, gerichtet.

Plötzlich hört man drunten die große schwere Hausthüre öffnen, Säbelgeklirr tönt auf der Stiege und elastischen Schrittes eilt ein Mann die Treppe hinauf. „Gott sei Dank! der Herr Lieutenant kommt!" ruft die Dienerin. „Dieu soit benis!" murmelt die Herrin und dann — rufen sie unisono: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant Maurer! Herr Lieutnant, sil vous plait!" setzt das Stiftsfräulein bei.

Der Herr Lieutenant Maurer wohnt im dritten Stock des Hauses bei seinen Eltern und ist soeben aus der Abendgesellschaft heimgekommen. Am ersten Treppenabsatz hört er den Hilferuf der zwei geängstigten Frauen. „Herr Litnant!" — „Gnädiges Fräulein befehlen!" — „Ach, Herr Litnant, man will bei uns einbrechen, der Räuber muß noch draußen auf dem Hausflur sein, nehmen Sie sich in acht, damit er sie nicht überfällt. Ziehen Sie Ihren Degen! Um Gotteswillen, retten Sie uns — wir sind verloren!" jammerte die Gnädige. — „Bitte, beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein! Sie stehen jetzt unter meinem Schutze! Der elende Meuchelmörder findet nur über meinen Leichnam den Weg zu Ihnen!" versicherte der mutige Krieger.

Er versuchte, mit seinem Taschen-Feuerzeug Licht zu

machen, um sich über die Situation zu orientieren; es gelang ihm dies nicht gleich, denn damals gab es noch keine „Schweden" — utan swefel och phosfor —, sondern nur gute deutsche „Schwefelhölzchen", die den Vorzug hatten, daß sie am besten und schnellsten entflammten, wenn man sie — an ein brennendes Licht hielt.

Dem Lieutenant gelingt es nicht, ein Zündhölzchen in Brand zu setzen — sie mußten feucht geworden sein! Er fluchte leise — aber dies half auch nichts. Die „L . . . ." Schwefelhölzchen brannten deswegen doch erst recht nicht.

„Bitte, gnädiges Fräulein, senden Sie Ihre Dienerin mit einem Licht heraus; ich bringe kein Feuer zuwege".

„Nein, um Gotteswillen! Ich traue mich nicht!" kreischte es drinnen im Zimmer; es ist die tapfere Dorothee, die „Kadeten-Braut".

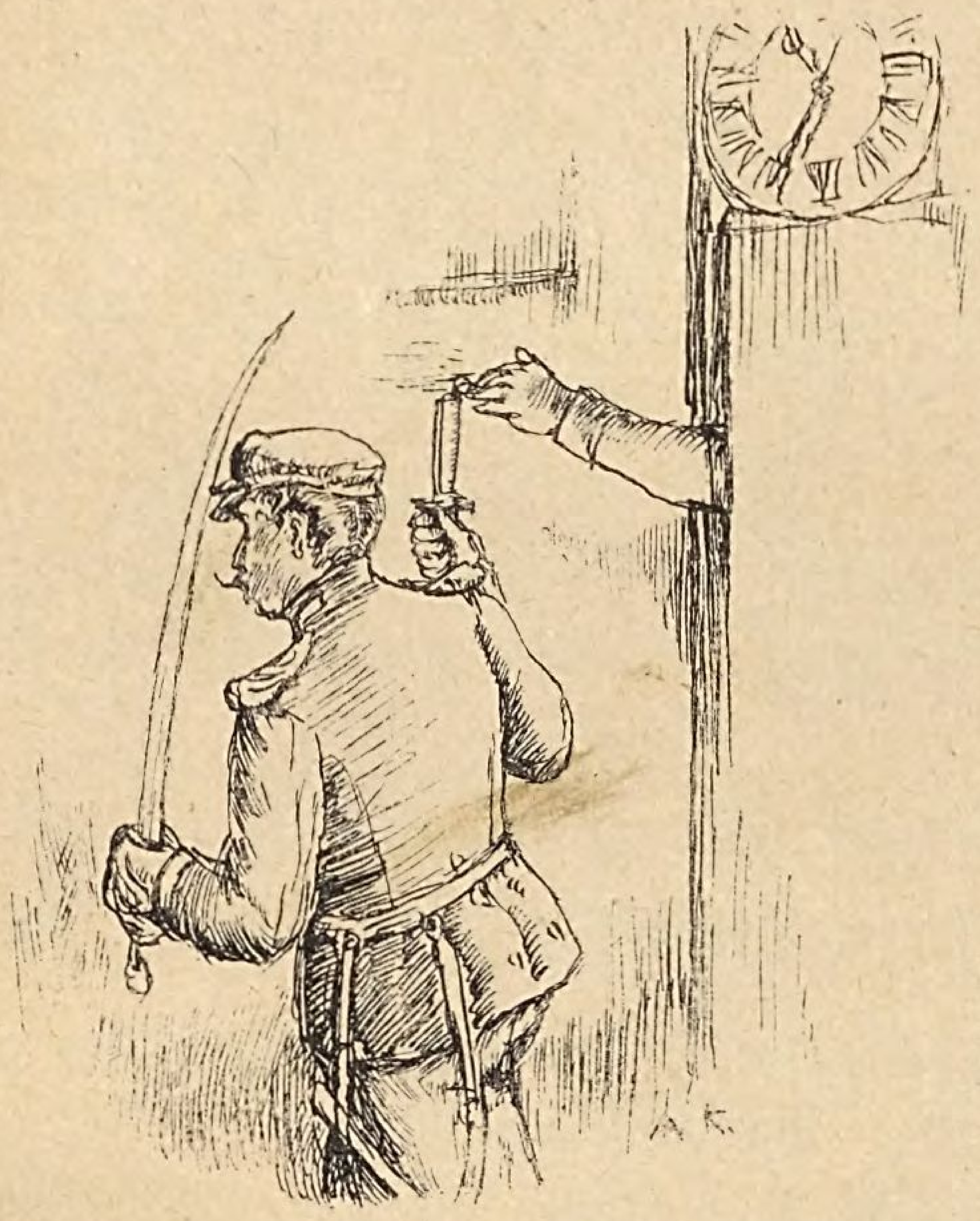
„Seien Sie doch vernünftig, Dorothee!" mahnte der Lieutenant, „geben Sie mir das Licht nur durch eine kleine Thürspalte heraus, wenn Sie sich nicht ganz zu öffnen trauen. Reichen Sie mir das Licht heraus!"

Auf dem Hausflur steht eine alte Standuhr im hölzernen Gehäuse — so groß wie ein Schilderhaus — langsam schwingt der Pendel der Uhr hin und her — tick — tack — tick — tack — gleichförmig vielleicht schon ein Jahrhundert lang; immer tick — tack — tick — tack — „Donnerw . . . . . Dorothee!" — will der Lieutenant soeben fluchen — da wird ein Riegel an der Thüre zurückgeschoben, die Thür handbreit geöffnet und eine zitternde Hand — reicht dem Lieutenant eine brennende Kerze auf einem porzellanen Nachtleuchter zu; dieser ergreift das Licht, und blitzschnell ward die Thüre wieder geschlossen.

In diesem Augenblick löst sich ein menschlicher Körper aus dem Schatten des Uhrgehäuses — im Rücken des Lieutenants, los, eine Hand schlägt demselben den Leuchter weg, dieser stürzt, fällt, zerbricht und der Herr Lieutenant steht im Dunkeln da.

Gleichzeitig huscht an dem Lieutenant etwas vorüber; er

hört und spürt den heißen Atem eines Geschöpfes; leise, fast unhörbare Schritte gleiten über den Hausflur zum Treppenabsatz; dann springt jemand mit starken heftigen Sätzen — immer einige Stufen überhüpfend — die Stiege hinab; die Hausthüre wird aufgerissen, der schwere Stein, der als Gegengewicht an derselben befestigt ist, schlägt dröhnend an und mit einem donnerähnlichen Schlage fällt die Thüre ins Schloß.

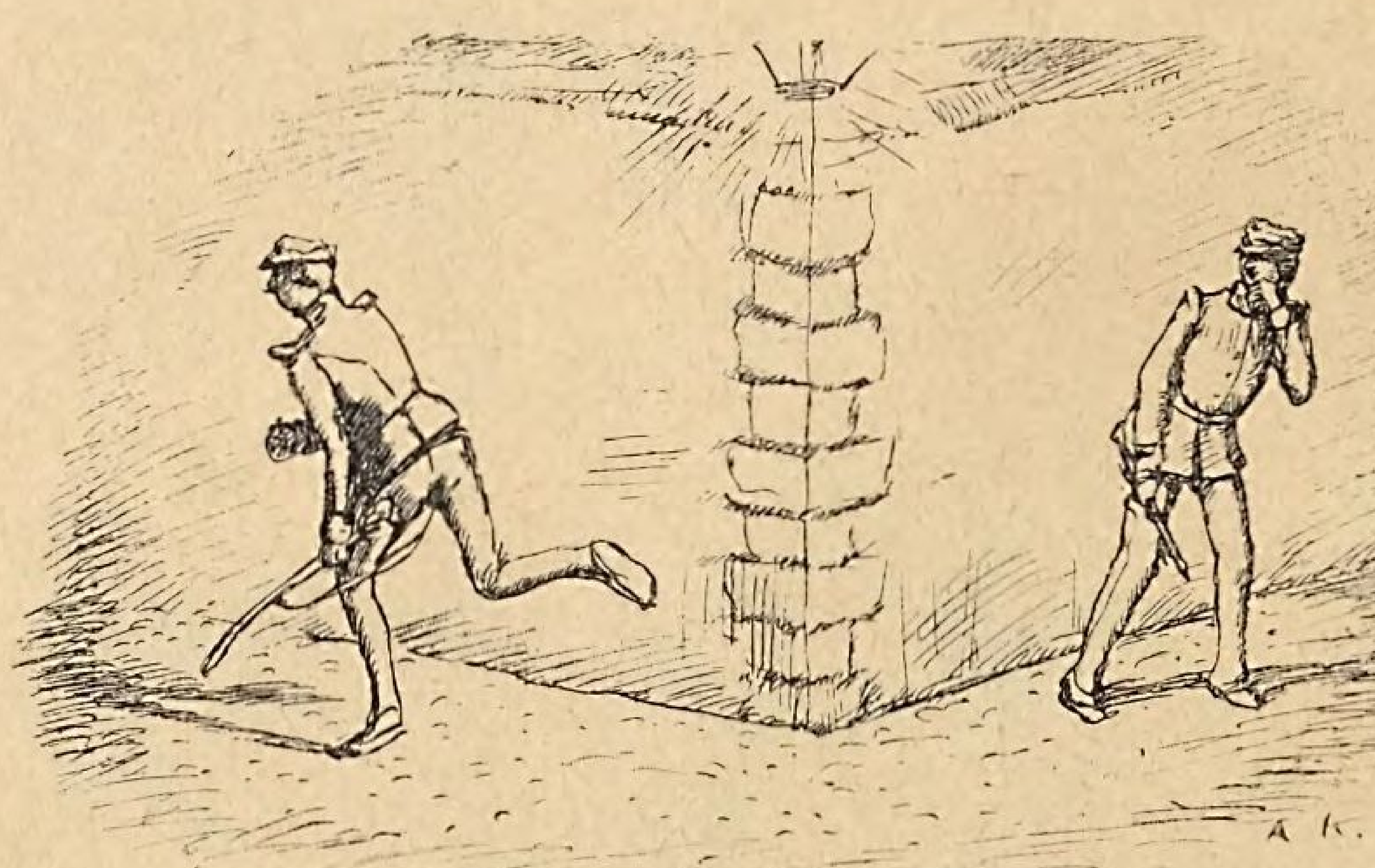


„Um Gotteswillen, Hilfe! O mon Dieu!“ zeterte es im Zimmer des Stiftsfräuleins. „Hilfe! Voleurs!“ Der Lieutenant stutzt einen Augenblick, dann reißt er seinen Säbel heraus, springt gleichfalls in großen Sätzen die Treppe hinab, kommt an die Thüre; diese ist „eingeschnappt“, er muß erst seinen Hausschlüssel aus der Tasche ziehen; kostbare Augenblicke vergehen — endlich ist die Hausthüre aufgesperrt, mit starkem

Arm zieht er die schwere, eichene Thüre auf und stürzt ins Freie. —

Draußen überrennt er beinahe in seinem eiligen Laufe einen Unteroffizier, der langsamen Schrittes, gegen das Hohenthalsche Palais zu, einherwandelt. „He! Unteroffizier“, ruft der Lieutenant dem nächtlichen Wanderer zu — „haben Sie hier niemanden vorbeilaufen sehen?“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant, soeben — vor einer halben Minute — stürmte ein Mann an mir vorüber, in der einen



Hand ein langes Dolchmesser, in der andren eine Pistole oder Revolver!“

„Ah, Sie sind's, Schröppler! Wo ist der Kerl hingelaufen?“ fragt eilig der Lieutenant.

„Hier um die Ecke gegen die Chevaulegersstallung zu“, berichtet der Wasserkadet.

„Auf, ihm nach!“ — befiehlt der Lieutenant — „ich laufe hier gegen die Stallung zu — links — Sie, Schröppler, laufen rechts gegen das Gymnasium zu; die Stallgasse hat nur einen Ausgang; am Monumente dort, auf dem Platze, treffen wir uns dann wieder! Auf! Laufschritt! Marsch!“ und wie zwei „wilde Jäger“ sausen sie dahin in verschiedener Richtung, um des Einbrechers habhaft zu werden.

Am Monumente treffen sie wieder zusammen; nur der Kadet hat vor sich einen Mann laufen sehen, der jedoch plötzlich im Schatten der Nacht verschwand, als hätte ihn der Boden verschlungen; der Herr Lieutenant hat sich ganz außer Atem gelaufen.

Unverrichteter Sache kehren sie zurück; der Kadet wird vom Lieutenant vor dem Hause entlassen und begiebt sich heim in die Kaserne und — machte Gedichte.

Der Lieutenant erstattet dem Stiftsfräulein noch Rapport und suchte sie zu beruhigen, so gut es eben gehen will.

Am nächsten Abend erzählte die Dorothee dem Wasser-Kadeten haarklein die ganze schauerliche Affaire; sie versäumte dabei nicht, einfließen zu lassen, wie mutig und tapfer *sie sich* dabei benommen habe, *wie* furchtlos sie dem Kerl auf dem Hausflur entgegengetreten sei und ihn eigentlich in die Flucht getrieben habe u. s. w.

Der Kadet hört alles gläubig an, was ihm sein Schätzchen, die übrigens heute recht bleich aussieht, erzählt und belobt höchlich sein „echtes deutsches, tapferes Lieb!“ „Nur“ — fährt die Dorothee fort — „werden wir uns am Abend jetzt nicht mehr so oft hier an der Thüre sprechen können, denn jetzt wird alle Abend Punkt 8 Uhr die Hausthüre doppelt und dreifach abgesperrt!“

Der Kadet bedauert dies natürlich außerordentlich und schwört „bei seinem Barte“, daß er diesen elendigen Einbrecher und Meuchelmörder eigenhändig erwürgen wolle, wenn er ihn erwischen sollte.

Die Dorothee erhält nunmehr heute Abend die ihr schon gestern zugedachte Photographie mit dem wunderbaren Gedichte und belohnt dafür den göttlichen Dichter mit einigen süßen Küssen.

Wenn auch nicht mehr so regelmäßig wie sonst — alle Abende —, so doch noch hie und da trafen sich die jungen Leute und — erzählten sich dann immer wieder aufs neue die alte Geschichte, daß sie einander ganz furchtbar lieb hätten und

für einander vor Liebe sterben würden, wenn dies einmal notwendig werden sollte.

Die Zeit vergeht! die glückliche Zeit aber viel, viel schneller als die traurige; es ist einmal so!

Im Jahre 1866 wurde unser verehrter Wasser-Kadet zum Unterlieutenant befördert und in ein anderes Infanterie-Regiment versetzt.

Als er dann zum erstenmale die funkelnagelneue Lieutenants-Uniform, mit dem goldenen „Strich" am Kragen und den goldenen Epaulettes anhatte, fühlte er sich glücklich und reich, denn er hatte ja endlich sein Ziel erreicht, er war Offizier geworden und — „Napoleon I. hat auch einmal als Lieutenant anfangen müssen."

Am Abend dieses für ihn ewig denkwürdigen Tages wandelte er nochmals — den Radmantel malerisch umgeschlagen — mit klirrendem Säbel — vielleicht zum letztenmale — zu seinem lieben Schätzchen, um Abschied zu nehmen.

Während des Hinweges rief er nochmals all' die schönen Erinnerungen in sich wach, die ihn seither beglückt; er dachte daran, wie und wo er die Dorothee kennen gelernt hatte, wie er damals ihr eine Rose gegeben, und was er dazu gesagt hatte:

„Diese Rose weih' ich dir!
Anton Kropatsch, Kanonier."

— und wie es dann in dieser schönen Romanze weiter heißt: — also war es auch bei ihm gekommen —

„Meine Lieb' wird immer weiter!"
Anton Kropatsch, Ober-G'freiter.
Meine Lieb' ist überall!
Anton Kropatsch, Korporal.
Meine Lieb' wird immer stärker!
Anton Kropatsch, Feuerwerker.

und dann und dann:

„Meine Lieb' ist — ausgebrannt.
Anton Kropatsch, Lieutenant."

Nein, seine Liebe war nicht ausgebrannt; o nein; im Gegenteil; er liebte sie, die kleine gute Dorothee recht herzlich und herzinnig, allein — allerdings jetzt als Lieutenant — hat die Sache doch keinen reellen Untergrund — als Spielerei ist die Sache doch zu ernst und die Dorothee zu gut — also — nun wir werden ja sehen, wie sich die Sache weiter entwickelt — „heute ist heut! Genieße froh den schönen Tag — wer weiß, ob noch ein solcher dir wieder kommen mag!" O, diese Männer!

Und dann kam der letzte Kuß — der letzte Blick — die bittere Stunde des Scheidens — ein Scheiden vielleicht für immer. Die arme Dorothee stand noch lange, nachdem er gegangen war, drunten im Hausflur und lehnte innen ihren Kopf an die alte Thüre, die sie — so wähnte sie — nunmehr schied von allem Glück und Glanz des Lebens. Jetzt war's vorbei mit „Glück und Sonnenschein". Der war fort aus dem alten Hause — fort aus dem jungen Herzen — und wieder mußte sie weinen, wie damals, als sie ihn zuerst gesehen; jetzt wußte sie aber, warum sie weinte.

In ihrem Zimmer holte sie ihr Kleinodienkästchen hervor und darin lag bei den wenigen Schmucksachen eine — welke Rose.

„Und doch, wiewohl sie Leiden
Allzeit zum Lohne giebt,
Nie mag von Liebe scheiden,
Wer einmal recht geliebt!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach zwei oder drei Jahren kommt einmal der Herr Lieutenant Schröppler anläßlich der Herbstmanöver wieder mit seinem früheren Regimente zusammen auf dem Lechfelde.

Er begrüßt herzlichst die ihm noch bekannten Kameraden und wird ebenso herzlich begrüßt.

Er hat natürlich hunderte von Fragen zu thun, wie es denn in dem alten, lieben Nest — dem B. aussieht, lebt der

noch? ist die verheiratet? ist das Bier beim Vogels-Görg immer noch so gut wie früher? rc. rc.

„Ah, grüß Gott, Herr Kamerad Schröppler! Freut mich, Euer Hochwohlgeboren in ausgezeichnetem Wohlbefinden zu sehen?“ wird er vom Herrn Ober-Lieutenant Maurer bewillkommt.

Es kommt dann das Gespräch auch auf den damaligen Einbruchsversuch bei Fräulein von Fels.

„Herr Kamerad!“ sagte der Oberlieutenant, „es war dies damals eine unheimliche Geschichte; die beiden Frauen hätten ermordet werden können, wenn ich nicht rechtzeitig nach Hause gekommen wäre. Und gar keine Spur von dem „Lumpen“ hat man entdeckt trotz aller polizeilichen Recherchen! Merkwürdig!“ — „Nun, Herr Oberlieutenant — so gar gefährlich war die Geschichte am Ende doch nicht, denn den — Einbrecher kenne ich ganz genau!“

„Sie — Schröppler kennen diesen —?“

„Sehr genau“, fällt hier der Lieutenant ein, „wir sind ihm ja damals beide in der Nacht nachgelaufen und haben ihn leider nicht — „derwischen“ — denn ich — dachte mir, was soll ich mir selber nachlaufen und bin ganz gemütlich zum Monumente gegangen, wo ich auf Sie, Herr Oberlieutenant, gewartet habe, bis Sie atemlos angelaufen kamen!“

— „Aber nein, eine solche Fr... — pardon — lieber Kamerad, so etwas ist mir aber doch noch nicht vorgekommen!“ „Mir auch nicht, Herr Oberlieutenant“, versetzte lächelnd der Einbrecher, „ich hatte auch an dem einen Mal genug, denn ich habe damals — hinter dem Uhrgehäuse versteckt — Angst genug ausgestanden. Eine ganz verdammte Situation — das!“ Und dann erzählte er dem Oberlieutenant das Nähere, wie er vergeblich auf sein Schätzchen, die Dorothee — damals gewartet habe, und wie er ihr doch noch am Abend seine Photographie überreichen wollte usw.

Er sei deshalb leise durch die offene Hausthüre eingetreten, die Treppe hinangeschlichen und habe an dem Zimmer

der Dorothee — den Thürdrücker bewegt; hierdurch sei das gnädige Fräulein — an deren Zimmerthüre er im Finstern irrtümlich gekommen wäre — aufgewacht und habe den greulichen Lärm verursacht und — „das weitere wissen ja Herr Oberlieutenant selber", schließt der Lieutenant seinen langen Bericht. „O Sie — Spitzbube" — hätte ich bald gesagt — „da haben Sie mich aber damals ordentlich angeschwindelt!" „Ja — Herr Oberlieutenant — was thut man nicht aus Liebe — zum schöneren Geschlecht!" fügt der Einbrecher als Entschuldigung bei.

Später fragt er halblaut den Oberlieutenant: „Nun, und wie geht es der Dorothee?"

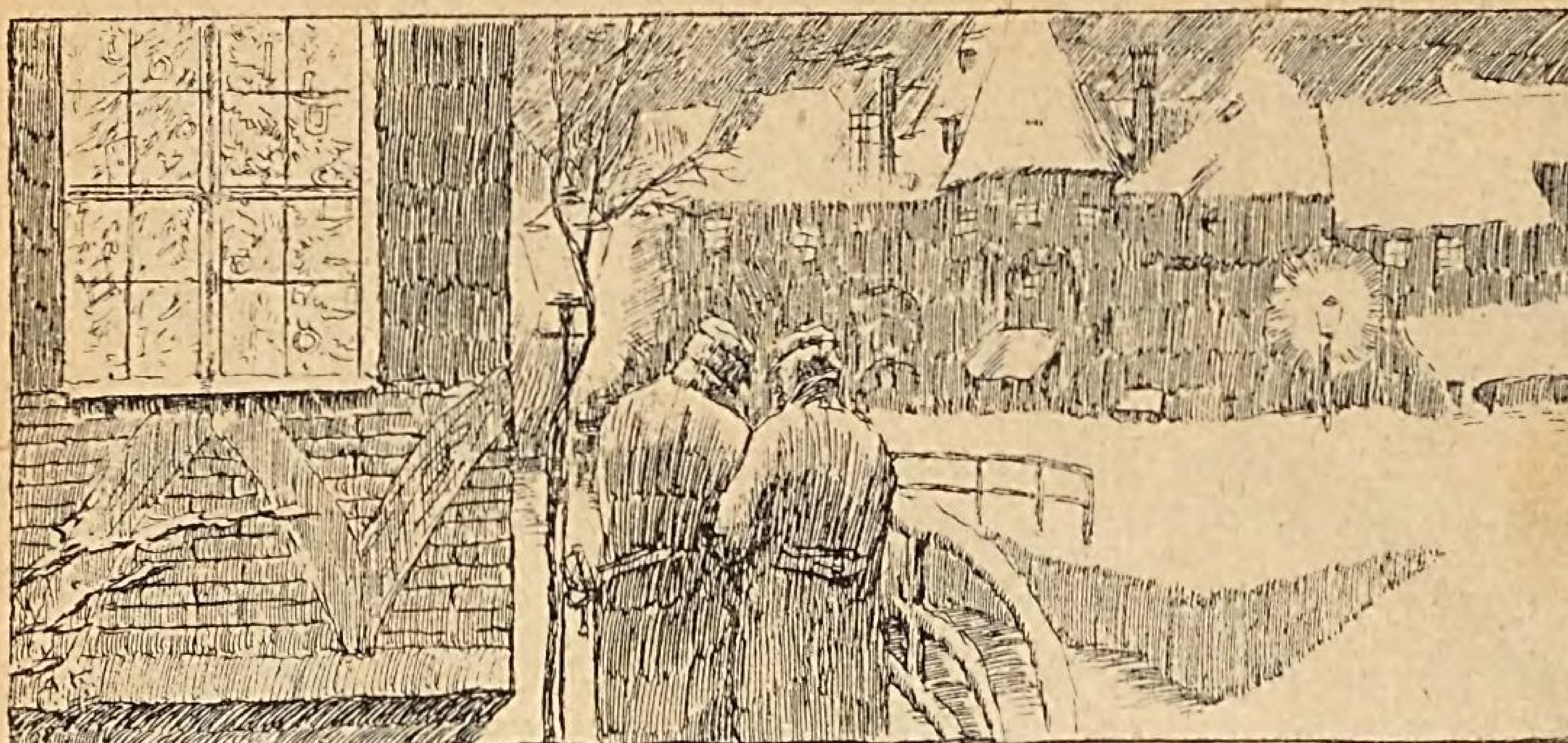
„O, die ist bald nach Amerika ausgewandert und man hat nichts mehr von ihr gehört! Fräulein v. Fels war vor zwei Jahren gestorben!"

„Arme, arme Dorothee! O, wie sehr hat sie mich doch geliebt!" denkt sich der Lieutenant. „Es war ein Traum! Ade, fahr wohl, du schöner Traum!" — und sein Auge blickte weit — weit — in die Ferne — nach Westen hin.



XII.

Auch ein Weihnachts-Abend.



„Ja, lieber Karl August, Reichtum ist keine Schande!“

„Stimmt! Aber Armut macht auch nicht immer glücklich, mein teuerer Gustav Adolf!

„Wahr gesprochen, weiser Rabbi! Ich behaupte sogar: Geld allein macht nicht glücklich — sondern man muß auch eins besitzen!“

Unter solchen weisen und lehrreichen Gesprächen bummelten zwei Lieutenants durch die Straßen der weitberühmten Festung J. — Ach, warum sollten wir hier nicht den ganzen Namen ausschreiben; steht doch schon in der Bibel: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, kommt nach — Ingolstadt — oder Germersheim!“

Es war also in Ingolstadt und zwar an einem Weihnachtsabende anno domini 186 . gegen 7 Uhr; es regnete und schneite durcheinander; ein rechtes „Suddelwetter“; auf der Straße floß Schnee und Regenwasser in kleinen Bächen; naßkalt, neblig war die Temperatur; die Gaslaternen waren kaum sichtbar und die Fenster der Häuser waren „angelaufen“, sodaß man nur wenig von dem Lichtschimmer erblicken konnte, der von den Weihnachtsbäumen ausstrahlte.

Der Lieutenant „Karl August“ hieß eigentlich — Joseph, aber „Karl August“ klang schöner, und der andere, der „Gustav Adolf“, hatte in der Taufe die Vornamen Georg Adam erhalten; aber „Gustav Adolf“, wie der Schwedenkönig, machte sich — nobler. Sie trugen jedoch diese ihre „Spitznamen“ mit Würde.

Die beiden Lieutenants schritten eine Weile nachdenklich nebeneinander her; sie blickten hinauf nach den erleuchteten Fenstern und ihre Gedanken mochten wohl jetzt daheim, in der Heimat, weilen, wo ihre Lieben auch um den Christbaum zu dieser Stunde versammelt waren und gewiß ihrer gedachten. Ohne Weihnachtsfreude gingen sie beide dahin; ihre kalten Zimmer hatten sie verlassen und schweiften durch die schmutzigen Straßen, nur um die Zeit totzuschlagen und doch auch ein wenig zu erspähen von Weihnachtsglanz und Weihnachtsglück!

„Es ist doch ein recht trübseliges Weihnachtsfest, das wir heute feiern“ — hob der eine an — „kein Weihnachtsbaum — kein liebes Gesicht, kein glückstrahlendes Auge schaut mit uns hinein in den Lichterglanz, der von der Tanne ausstrahlt, — einsam, allein, auf nasser, kalter Straße, in Schnee und Regen —“

„Darum schlage ich vor“ — erwidert der andere — „wir ziehen uns ins Wirtshaus „zum Engel“ zurück, essen etwas Gutes, trinken später einen Punsch, — die Zeit geht auch dabei herum und schließlich vergißt man darauf, daß man ein armer, „einschichtiger“ Junggeselle und — daß heute der Christabend ist!“

„Euere Rede trieft von Weisheit, edler Herr! Nur vergessen Euer Hochwohlgeboren, daß man, um ins Wirtshaus gehen zu können, auch Geld besitzen muß, und da dieses heute bei mir leider nicht der Fall ist, so erweise ich dir hiemit die hohe Ehre, dich um einige Gulden, bis zum Gagetage huldvollst anzupumpen, Herr Offizier und Kavalier!“

„Sehr guter Witz! Kolossaler Einfall! „Ich habe noch

niemals so gelacht als — wie heute!" und dann fing er zu singen an, nicht besonders wohllautend:

„— Mein einzig Gold — die Morgen-Sonne,
Mein Silber ist der — Mondenschein!"

„ja, lieber Gustav Adolf, ich besitze von allem geprägten Gelde dieser Erde noch ein — Sechskreuzerstück, — außerdem auch noch vier Stück Zigarren!"

„Ausgezeichnet! Und ich verlasse mich mit aller Bestimmtheit darauf, daß du noch einige Moneten besitzest! — Das heißt man eingehen. Das ist eine schöne Bescherung! All' mein Geld und Gut besteht noch in einem „Sechser Landmünze" und — halt! hier verbirgt sich noch ein schüchterner „Zwaring"* — er hatte sein Portemonnaie gezogen und suchte in den Falten herum. — „Da schau her!" — „Und alles war wüste und leer!" „Vier Zigarren habe ich auch!" — „Wir sind zwei nette Prinzen! Heute am heiligen Abend hat jeder noch ganze sechs Kreuzer im Vermögen! Recht heiter und nobel — für zwei Herren Kavaliere!" — „Was nun thun? Ich habe mich auf dich verlassen, du dich auf mich und nun — sind wir beide verlassen!"

Schweigend zogen sie dahin; in dem Herzen keine Weihnachtsstimmung, arm und — freudlos. Die Straßen waren fast menschenleer; nur dort einige Schritte vor ihnen „schlorfte" schwerfällig, langsam eine Gestalt dahin; ein Handwerksbursche, ganz abgerissen und halb zerlumpt; um die Ohren hatte er ein Taschentuch gebunden, den Rockkragen in die Höhe gezogen; der Rock war dünn und zerfetzt; aus den Ärmeln schaute ein graues Hemd hervor; es war ein Bild traurigster Armut! Wenn er müde einen Schritt vorwärts that und den Fuß niedersetzte, spritzte der Straßenkot hoch — gleich einem kleinen Springbrunnen aus den geplatzten Schuhen, welche die nackten Zehen sehen ließen.

„Brüderl! Da ist Einer, der hat noch schlechtere Weih-

---

* Zwaring = 2 Pfennig-Stück.

nachten als wir!" sprach flüsternd der Lieutenant Gustav Adolf zu seinem Freunde. Als die beiden Lieutenants ganz nahe an dem Handwerksburschen herangekommen waren, blieb dieser stehen, zog die zerlumpte Mütze vom Kopfe und wünschte: „Guten Abend, gnädige Herren!" — „Schöne „gnädige" Herren!" murmelte ironisch der Lieutenant Karl August — „was ist mit Ihnen?" fragte er den armen Burschen.



„Ach, gnädiger Herr! Mit mir is heut gar nix. Fechten kann mer etzt um die Zeit, am heil'g'n Abend nimmer; Geld hab' i kan's und derzu hab' i so Hunger, daß i vor Durst net waß, wo i heut Nacht schlafen soll, so friert's mi von Inne' raus in dem zerrissene G'wandl!"

„Mein Lieber, da sind Sie sehr traurig daran!" — Leise wendete er sich an seinen Kameraden — „gieb deinen „Sechser" her" — der that, wie ihm geheißen! der „Karl August" hatte mit einem einzigen Griff auch „seinen" Sechser

gefunden und händigte nun die beiden Geldstücke dem Handwerksburschen ein. — „So, da haben Sie etwas zum Schlafgeld und jetzt folgen Sie uns nach, wir gehen ins Wirtshaus, und da lassen wir Ihnen zu essen und zu trinken geben!“

„Aber lieber, gnädiger Herr, is denn dös wahr? dös san ja 12 Kreuzer! und nachher soll i a no 'was zum Essen krieg'n und 'was zum Trinken a?“ fragt staunend und zweifelnd der „nächtliche Wanderer“ und steht mit off'nem Munde da.

„Mund halten, Verehrtester! Mit dem offenen Munde können Sie sich leicht den Magen erkälten; folgen Sie uns ohne Widerrede nur nach!“ Glückstrahlend gehorchte der Bursche.

„Ja, mein lieber Kamerad, — ohne deiner Wohlthätigkeit die mindesten Schranken setzen zu wollen — bedenke aber doch, mit was sollen wir denn in den „Engel“ gehen? Jetzt haben wir Beide ja keinen Pfennig mehr!“ mahnt Gustav Adolf.

„Gustav Adolf! Du vergissest wieder leichsinnigerweise, daß ich noch einen ganzen „Zwaring“ besitze, außerdem noch vier Stück Zigarren, von denen der Handwerksbursche zwei bekommt“ —, „von mir auch zwei“, stimmte der andere gutmütig zu — „und dann kommt unser „Krösus“, der Lieutenant Zacherl, heute noch ganz bestimmt in den „Engel“, der hat immer ziemlich viel von dem schnöden Mammon bei sich, der pumpt uns gerne, und dann lassen wir den Rappen laufen. Also, en avant, mein alter Freund und Leidensgenosse, auf zum „Engel!“ Kopf in die Höhe! Unser Herrgott verläßt keinen Deutschen — und so feiern wir heute unsern Christabend.“ Kopfschüttelnd folgte Gustav Adolf seinem resoluten Kameraden.

Bald waren sie am „Engel“ angelangt. Der Karl August führte seinen Findling in die Küche und übergab ihn hier der „Stammutter“ — denn hier, im „Engel“ speisten mehrere Offiziere zu Mittag — Offiziersspeiseanstalten und

Kasinos gab es dazumal in Bayern noch nicht — und kehrten auch fast jeden Abend im „Offiziersstüberl" ein.

„Frau Flurl", da bringe ich Ihnen einen, der hat Hunger und Durst; geben Sie ihm vor allem eine warme Suppe."

„Was meinen Sie" — fragt er den Handwerksburschen — „können Sie dann ein „Voressen (Lungenragout) mit Knödel" hineinschlagen?"

„O Gott, o — gnädiger Herr! Sie machen an G'spaß!" —

„Dummes Zeug! Also nach der Suppe kriegt er ein Voressen mit Knödel und eine Maß Bier!"

„Hör'ns auf, gnädiger Herr! Dös is ja zu viel, viel zu viel!"

„Halten Sie gefälligst ihren „Rand"! — Und nach dem Voressen kriegt er einen Kalbsbraten mit Kartoffelsalat!"

„Jesses, Maria und Joseph! Dös kann doch gar net wahr san, an Kalbsbraten a noch! O, du lieb's, gut's Herrgottle — dös kann i ja gar net alles essen! I waß gar net wie a Kalbsbraten ausschaut."

„Abwarten, mein Bester! Sie scheinen heute auch nicht gerade „im Adler" diniert zu haben; also einen Kalsbraten mit Kartoffelsalat und nach dem Kalbsbraten — noch eine Maß Bier; alles auf meine Rechnung!

Der Handwerksbursche sprang vom Stuhle auf, wo er müde Platz genommen hatte: „'Gelt's Gott tausendmal, gnädiger Herr! unser Herrgott wird's Ihne g'wiß wieder segne!" — und haschte dabei nach den Händen des Offiziers, die dieser ihm aber — wohlweislich — entzog, — endlich erwischte er einen Mantelzipfel und drückte ihn an seine Lippen, um hierdurch seinen Dank und seine Unterwürfigkeit auszudrücken. Unwillig riß sich der Lieutenant los: „Lassen Sie diese Dummheiten! So — hier haben Sie noch vier Stück Zigarren" — es waren seine eigenen letzten vier — „und nun guten Appetit und — glückliche Reise!"

Die Frau Wirtin that, wie der Lieutenant angeordnet; vor dem Halbverhungerten dampfte eine Schüssel heiße Suppe, als der Lieutenant die Küche verließ, um sich ins „Offiziers-Stüberl“ zu begeben, und er sah noch, wie sein Schützling „hineinhaute“, als hätte er die Arbeit im Accord zu bewältigen.

Der Gustav Adolf hatte im „Offiziersstüberl“ sehnsüchtig auf seinen Freund gewartet: — „Du, der Zacherl ist noch nicht da“. — „Wird schon noch kommen!“ — „Und unser Handwerksbursche?“ — „Der ist versorgt und aufgehoben — dem schmeckt's! und nun laßt auch uns an des eigenen Leibes Nahrung und Notdurft denken! Was giebt's denn zu essen, Fräulein Anna?“ fragt er die liebliche Tochter des Hauses, die im „Offiziersstüberl“ für Atzung und Trank der Herren Lieutenants Sorge trug. „O mei, Herr Lieutenant, das wissen's ja doch schon auswendig: Schlegel-, Brust-, Nieren-, Gratbraten!“ „Aha, die vier Wahrzeichen von Ingolstadt!“

„Ja, Herr Lieutenant — an Hasenbraten ham mir auch!“

„Und den wollten Sie mir meuchlings und hinterlistigerweise verschweigen!? — Fräulein Anna, habe ich das um Sie verdient?“ fragte er wehmutsvoll die schöne Anna; doch die gab ihm lachend einen kleinen „Klaps“ auf die Schulter — „also was essen wir?“

„Nun ich werde Hasenbraten essen; was Sie essen, Stern meines Lebens, weiß ich nicht! Also einen Hasenbraten — aber etwas viel, wenn ich bitten darf — es gehört für einen — Kranken!“

„O je — Sie sind doch net krank, Herr Lieutenant, so schaut kei Kranker aus!“

„Fräulein Anna! Könnten Sie mein krankes Herz —“

„Hören's auf — die Sprüch kenn ich schon — also an Hasenbraten und Sie, Herr Lieutenant Gustav Adolf?“ fragt sie den Kameraden des „Sprüchmachers“.

„Mir auch einen Hasenbraten mit „getrösteten“ Kartoffeln!“ Lachend sprang das Fräulein Anna fort, um das Bestellte zu holen. „Du, der Zacherl kommt noch immer nicht; ich sitze wie auf Kohlen!“

Bald darauf schmausten die beiden Lieutenants lustig darauf los, daß es eine Freude war, ihnen zuzuschauen, denn so üppig speisten sie nicht alle Tage. Auch das Bier war gut und so verschwand ein Glas nach dem andern.

„Karl August, der Zacherl kommt heute sicher nicht mehr, es ist schon bald 9 Uhr!“ — „O, nur Mut — er kommt ganz gewiß noch!“ — „Und gerade heute kommen auch gar keine anderen Kameraden her in den „Engel“!“ — „Werden wohl eingeladen sein. — Donnerwetter! Heut' ist ja Christbaumverlosung in der Harmonie, da werden wohl alle dorten sein — der Zacherl auch; das wäre Pech!“

„Herr Lieutenant, der Handwerksbursche möchte sich bei ihnen bedanken!“ meldet soeben Fräulein Anna.

„Ist nicht nötig — soll abfahren; glückliche Reise!“

Auf einmal schiebt sich ein Kopf zur Thüre herein: „Herr Lieutnant, tausendmal Gelt's Gott — heut ham's an armen Menschen glücklich g'macht — unser Herrgott wird's Ihnen g'wiß wieder segne!“

„Ist gern geschehen! Segen kann man immer brauchen!“ — „Also, Herr Lieutenant, 'gelt's Gott tausendmal — glückselige Weihnachten!“

„Danke schön — wünsch' dergleichen — aber jetzt, mein Bester, machen Sie gefälligst die Thüre von außen zu!“ — „Und die Frau Wirtin hat mir a noch a Paar wollene Socken g'schenkt!“ ruft der Handwerksbusche nochmals zur Thüre herein. — „Das“ — spricht der Lieutenant — „das möge Gott ihr lohnen!“

„Ehret die Frauen, sie stricken und weben
Wollene Strümpfe fürs frostige Leben!“

„Die Frauen sollen leben, und alle, die es werden wollen!“ stieß er mit seinem Kameraden an. Die beiden

Lieutenants tranken und rauchten dazu gemeinsam die vier Zigarren, die sich noch in ihrem Besitz befanden und warteten — auf den Lieutenant Zacherl, der noch immer nicht kam.

Der Gustav Adolf ließ die Ohren hängen und saß in trübseliger Stimmung da.

„O, sei fidel, altes Haus!“ ermuntert ihn sein leichtsinniger Kamerad — „warum sollen wir Trübsal blasen? —



da lassen wir wieder morgen unsere Coupon=Schneidmaschine mit Dampfbetrieb — sechspferdekräftig — einige Stunden flott arbeiten und dann haben wir wieder einen Haufen Geld — also — sei lustig — es ist ja heute Weihnachten!“

„Du —“ fragt lachend sein Freund, „wie schauen denn deine Coupons aus; die möcht’ ich einmal sehen!“ — „Ich auch!“ — versetzt der andere trocken.

„Herr Lieutenant, trinken wir denn am heiligen Abend keinen Punsch?" erkundigt sich Fräulein Anna.

„Ja freilich trinken wir einen Punsch, das versteht sich doch von selber, wie mögen Sie denn da erst fragen, schönes Fräulein Anna?" Und sie tranken Punsch: 1, 2, 3 und mehr Glas. Es war sehr früh, als sie heimgingen, und sie waren — sehr heiter.

Am andern Tage lag der Gustav Adolf um die zehnte Stunde früh noch im Bette und hatte den Kopf in den Kissen vergraben.

Da klopft es und herein tritt der Karl August. „Guten Morgen, Gustav Adolf, was macht das verehrliche Kapitolium? — bei den Herren Rekruten oder „Rammelinis" heißt dieser Teil des Körpers bekanntlich „Heu- und Stroh-Magazin" — also, wie befindet man sich?" — „Au, au, mein Kopf!" „Miau! Miau!" — „Ha, also der richtige Kater! Ja, mein Sohn filius, das kommt von das!"

„Au, au" — stöhnt der andere — und den „moralischen" — „Warum moralischen?" — „Weil wir gestern im „Engel" nicht bezahlt haben!"

„Wäre auch eine Kunst gewesen, mein Lieber! Hast du schon einmal einen zahlen sehen, der kein Geld gehabt hat?"

„O, und was heute anfangen?" jammert der andere aus dem Kissen heraus. — „O, du Kleingläubiger! Glaubst du nicht, daß der Segenswunsch des Handwerksburschen uns auch Segen bringt! Stehe auf, kleide dich flugs an und wandle — mit mir zum „Engel", worunter auch Fräulein Anna verstanden werden kann — hebe dich eilends von hinnen — denn „Musikanten" sind angekommen" — und dabei schwenkte er ihm sein Portemonnaie vor den Ohren hin und her, sodaß die darin befindlichen Geldstücke klingend zusammenschlugen.

Der Gustav Adolf fuhr jäh empor. „Woher? Wen hast du angepumpt?" — „Niemanden! Das ist mein wohlerworbenes, rechtmäßiges Eigentum!" — „Also, woher?" — „Ich bekam heute durch die Gefälligkeit eines mir bekannten Postbeamten mein Weihnachtskistchen „ausnahmsweise" aus-

gehändigt und darin befanden sich unter anderem von meinem lieben Mutterl einige Paar Socken — selbstgestrickt natürlich — und in dem einen — nach alter, guter Sitte — ein Paar Thaler! Viel ist's nicht; mein Gott, die alte, gute Frau hat selbst nicht viel — also, da schau her" — und er zeigt ihm vier Thalerstücke — „von denen ich selbstverständlich zwei in hochherziger, edler Kameradschaft dir zur Verfügung stelle!"

Der Gustav Adolf fuhr auf diese Mitteilung hin, wie eine Kanonenkugel aus dem Rohre — aus dem Bette und bald waren sie auf dem Wege zum „Engel".

„Guten Morgen, Fräulein Anna! Gut geschlafen?"

„Guten Morgen, Herr Lieutenant! Schon munter!"

„Warum nicht?"

„Aber, Herr Lieutenant, gestern hab'n S' einen schönen „Schwips" g'habt!"

„Soll hie und da vorkommen; ist übrigens schon größeren Männern passiert, Fräulein Anna! Aber jetzt wollen wir „Hundshaare auflegen" — darum, bitte, einen guten Schoppen und etwas zum „Zuspitzen", etwas Pikantes — etwas säuerlich!"

Sie aßen und tranken — trotz Katzenjammer; o, so ein Lieutenantsmagen ist eine — wunderbare Einrichtung. Auf einmal fängt der Karl August an: „Herrgott von Strambach! Fräulein Anna, hab' ich denn gestern abend bezahlt? Als ich heute früh mein Portemonnais revidierte, hatte ich noch genau soviel Geld darin als wie gestern, da ich hier hereinkam!"

„Nein, Herr Lieutenant, Sie haben nicht bezahlt — aber — in dem Zustand —"

„Donnerslag nocheinmal, das ist mir aber sehr unangenehm —"

„Ach, Herr Lieutenant, das macht aber doch gar nix. Sie essen ja mittags da und kommen fast alle Abende her, da hat's doch keine Gefahr — soviel Kredit haben Sie schon bei mir —"

„Allerdings; aber fatal ist es mir doch; wenn ich also einmal wieder, Fräulein Anna, „in so einem Zustand" das Zahlen vergessen sollte, bitte ich, mich daran zu erinnern; hoffe jedoch, daß dies in Zukunft nicht mehr nötig sein wird!"

Und sie zahlten ihre Zeche vom Vorabend, sowie die des Handwerksburschen und ihr jetziges Frühstück — und es blieben immer noch einige „Kröten" übrig, denn damals waren zwei Thaler — ein Heidengeld!

Der eine von den beiden Lieutenants ist jetzt wohlbestallter Major; der andere — hat's nicht so weit gebracht und ist schon lange — a. D. Beide haben jetzt sicher mehr Geld als dazumal, und wer weiß, ob sie nicht doch noch gerne an die Zeit zurückdenken — wo jeder nur noch einen „Sechser" in der Tasche hatte und doch glücklicher war, als heutzutag mit dem vielen Gelde und der — „großen Platten" auf dem Haupte, denn die schönste Zeit ist doch — die Jugendzeit und in der Jugend — die Lieutenantszeit mit dem jungen, frohen — leichten Herzen!



Selbitz, Heinrich von

Anno dazumal Bayerische heitere Soldatengeschichten aus vergangener Zeit

Ansbach 1895